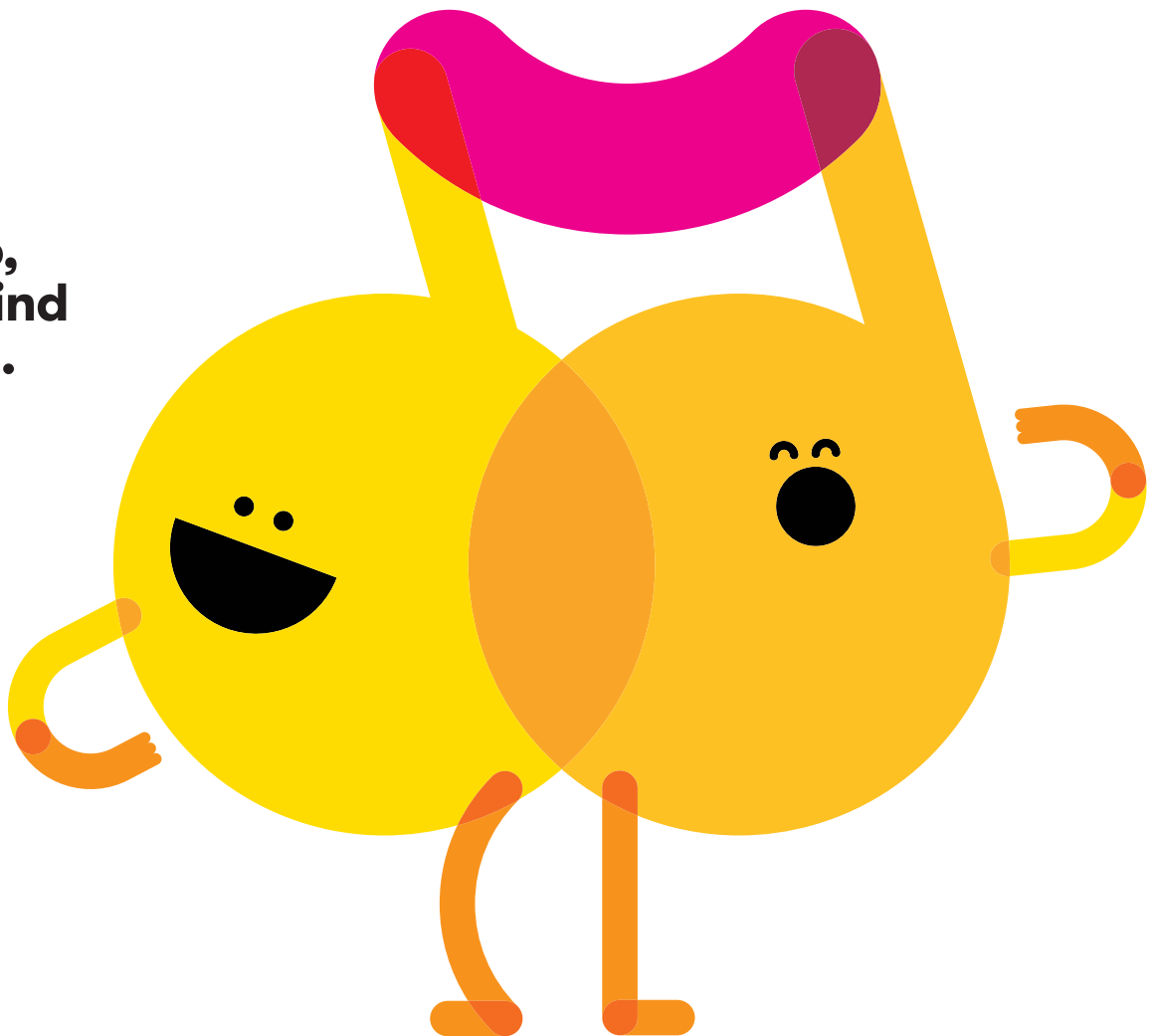


Musik

... Sonic Kids!

**Hallo,
wir sind
die ...**



Hier ist Musik drin.











Singen Sie auch so gern? Im Auto, unter der Dusche, im Chor, beim Karaoke, wenn keiner zuhört oder sogar mit der ganzen Familie? Musik ist etwas Wunderbares, Kostbares – natürlich auch für Ihr Kind. Sie ist ein Gefühlsverstärker (oder Tröster), mit ihr vergisst man alles um sich herum – vor allem wenn man sich zu ihr bewegt. Sie bringt den Körper zum Schwingen und die Seele zum Klingen. Und: Sie verbindet. Etwa wenn Kinder mit noch so verschiedenen Backgrounds zusammen Lieder singen. Und wenn man jemandem zum Geburtstag ein Ständchen bringt, zeigt man ihm, wie lieb man ihn hat.

Aber darüber hinaus gibt es tausend gute Gründe, warum Musik bei uns im Kinderzimmer ein so großes Thema ist – denn Töne und Klänge zu erkunden und zu erzeugen passiert nicht nur zum Vergnügen, sondern fördert Verständnis, Geschick und Konzentration. Deshalb wollen wir Ihnen auf den folgenden Seiten – gemeinsam mit den beiden Singstars hier links, den Sonic Kids – den Bildungsbereich Musik näherbringen. Angefangen beim Rasseln und Trommeln der Kleinsten über selbst gebastelte Instrumente bis hin zu den Fragen, ob und wie Musik den Nachwuchs intelligenter macht oder warum Kinderlieder oft so nervtötend sind (ja, sogar sein müssen!), welches Instrument in welchem Alter sinnvoll ist – und warum kleine Ohren immer wieder auch große Pausen brauchen. Dürfen wir bitten? Dann geht's los. Aber erst noch ein Tusch (... Trommelwirbel ...):

tadaaaaaaa!

Jetzt hauen wir auf die Pauke! Hier geht's um Töne, Musik und Instrumente. / Foto: Conny Mirbach



- 10 Geräusche erkunden** 
- 18 Musik, Körper, Bewegung** 
- 26 Musik entdecken** 
- 34 Emotionale Melodien** 
- 40 Akustische Entspannung** 
- 48 Lernen mit Musik** 
- 54 Instrumente entdecken** 
- 60 Wie singt die Welt?** 
- 64 So klingt die Umwelt** 
- 70 Vielstimmig** 

Musik ist der Anfang von allem.

Text: Sabine Cole

Was ich höre.

In meinem Zuhause rumpelt es gewaltig. Ich bin dreißig Wochen alt und ungefähr vierzig Zentimeter groß. Schon seit drei Monaten höre ich prima. Während alles andere noch wachsen und reifen musste, war mein Gehör ab der fünfzehnten Woche recht gut. Meine Mama, in der ich wohne, isst seit Neuestem zum Frühstück irgendwas anderes. Jetzt ist der Krach hier drin noch größer als ohnehin schon. Der Darm, Ihr wisst schon.

Meine Mama ist viel unterwegs, während sie wach ist und rumläuft, schaukelt es so schön, und das ist sehr gemütlich. Wenn sie Musik hört, höre ich mit. Neulich war sie irgendwo, wo die Musik sehr laut gewesen ist. Die Bässe haben mein Zuhause zum Beben gebracht, das machte eine Weile Spaß, aber irgendwann hatte ich die Nase voll und wollte schlafen. Also habe ich ein bisschen Alarm gemacht und gegen die Blase unter mir getreten. Meine Mama musste sehr eilig Pipi – und dann

war Ruhe. Ich schätze, sie ist dorthin gegangen, wo sie die ruhige Hälfte des Tages immer ist. Lustig. Wenn sie liegt und sich nicht mehr regt, wird mir langweilig. Ich hör gar nix. Dann mache ich Sport. Drehen, Wassergurgeln – und ich krieg Schluckauf. Irgendwann höre ich endlich wieder was. Gern mag ich die Stimme von meiner Mama. Sie redet und redet, manchmal laut, manchmal leise. Wenn sie lacht, hüpfte ich mit. Zwischendrin höre ich eine tiefere Stimme, die gefällt mir auch sehr gut, das ist mein Papa.

Übrigens höre ich mit dem ganzen Körper. Ich hab zwar diese Ohren, aber es wäre doch schön doof, Schwingungen nur mit den beiden kleinen Löchern am Kopf aufzunehmen. Also der Beat von allem, der lässt meinen ganzen Körper erbeben. Manche Geräusche umschmeicheln mich, andere zerran an mir. Um es mit einem Song zu sagen, den meine Mama immer mitsingt: „Gotta fili

immi baddi (ah).“ Eventuell werde ich Tänzer, wenn ich mal groß bin. Oder ich mache selbst Musik. Ob ich allerdings musikalisch werde oder nicht, liegt nicht an mir. Ich muss ja irgendwann „auf die Welt kommen“ (was auch immer das ist, diese Welt), und dann ist die Entscheidung schon gefallen. Manche Kinder sind musikalisch, andere eben nicht. Peng. Das hat übrigens nichts damit zu tun, was ich hier in meiner Rumpelsuppe höre. Meine Mama spielt auch viel Musik so ohne Gesang, aber mit vielen verschiedenen Instrumenten, weil irgendjemand behauptet hat, das mache mich zu einem Genie. Aber, hey, mir hat keiner was zu sagen! Was mir viel mehr gefällt, ist, wenn meine Mama singt und summt. Dann höre ich nicht nur Töne, sondern spüre mich auch überall, wegen der Schwingungen. Und das kribbelt so wohligh. Am meisten freue ich mich über ein Lied, das sie mir abends immer vorsingt. Dann legt sie die Hände auf meine Höhle, die sind ganz warm, das kann ich spüren, und die Melodie, die dann kommt, die kenne ich schon auswendig – und sie gefällt mir sehr. Ich glaube, das wird der Soundtrack meines Lebens.

Was ich Dir vorspiele.

Du sitzt dadrin und wächst und wächst. Mittlerweile wird es eng für Dich, das kann ich spüren. Mein Bauch fängt langsam richtig an zu wachsen. Ich kriege ein bisschen schlechter Luft, und ich hab Blähungen, Sodbrennen und von dem Eisenzeug, das ich schlucken muss, auch irgendwie Verstopfung. Obwohl ich schon jeden Morgen Vollkornbrot statt Brötchen esse.

Der Darm scheint keinen Platz mehr zu haben. Die Blase übrigens auch nicht. Glaub mal nicht, dass ich das nicht merke, wie Du dadrinnen Samba tanzt, wenn Dir was nicht passt. Neulich war ich auf einem Konzert. Es war nicht besonders laut, weil ich mich ganz hinten hingestellt habe, und die Musik war auch nicht wild. Aber Du hast mir dermaßen einen verpasst, dass ich dachte, ich mach mir in die Hosen. Also bin ich nach Hause. Da warst Du dann zufrieden. In der Nacht allerdings, wenn ich meine Ruhe haben will, scheinst Du auf die Pauke zu hauen. Na, mit unseren unterschiedlichen Rhythmen werden wir noch Spaß haben.

Irgendjemand hat mir erzählt, Babys werden superschlau und entspannt, wenn man ihnen Mozart vorspielt. Ich mache das manchmal. Hörst Du das? Magst

Du das lieber, als wenn ich im Radio Justin Timberlake mitgröle? „Got this feelin’ in my body (uh).“ Dann muss ich immer lachen, denn Du bist ja wirklich dadrinnen und hörst alles mit. Herzschlag, Atem, Körpergeräusche, das muss ein riesiger Geräuschsalat sein, aber immerhin stimmt der Beat. Bei mir sind es ungefähr 70 bpm, (heart)beats per minute, das ist ein gepflegter Hip-Hop-Beat. Bei neugeborenen Babys sind es dann 120 bpm. Also sollte ich Dir vielleicht Housemusic vorspielen, wenn Du auf die Welt kommst. Ach, ich hoffe, Du wirst musikalisch. Vielleicht wirst Du ein kleiner Gitarrist oder Sänger? Wenn nicht, komme ich auch damit klar. Papa ist leider unmusikalisch wie ein Goldfisch, und wenn er mitklatscht, bekomme ich Herzrhythmusstörungen. Dafür kann er super vorlesen mit seiner Brummbärstimme.

Abends, wenn ich zur Ruhe komme, da mache ich mir manchmal Sorgen. Ob das alles klappt mit Dir? Ob ich das schaffe: Mama sein? Dann singe ich das Lied für Dich, das ich schon als Kind von meiner Mama gehört habe: „Guten Abend, gut’ Nacht.“ Mich beruhigt das. Dich auch, das kann ich spüren. Lutschst Du am Daumen, wenn Du mir zuhörst? Machst Du die Augen zu oder auf? Ich bin so gespannt auf Dich. Wir werden noch viel Musik zusammen hören.



Die letzten zwei Konzerte der schwangeren Autorin waren die Hamburger Band Blumfeld und eine Balkan-Disco. Beide Veranstaltungen mussten nach Blasenritten abgebrochen werden. Das Kind wuchs mit zahlreichen Gitarren und E-Bässen auf und hat sich bis heute nicht für das Erlernen eines Instruments begeistert. Der Junge tanzt gern und gut, hat dank Stimmbruch seit zwei Jahren eine krächzende Stimme und geht nicht gern in die Schule. Vielleicht hätte sie doch mehr Mozart hören sollen.



Mama macht Krach.

Schon im mütterlichen Bauch ist Ihr Kind eingerollt in einen Klangteppich aus akustischen Reizen und Geräuschen. Allem voran ist Mamas Stimme zu hören. Natürlich ist diese erste „innere Stimme“ prägend, genauso wie der Rhythmus des Herzens der Mutter. Kaum auf der Welt, begeistern Kinder sich für Stimmen und Geräusche, die sie wahrnehmen und selbst erzeugen können: Glucksen, Weinen, Lachen, Quietschen. Manchmal sind die Kinder erschrocken von dem eigenen Krach, manchmal selig. Dann setzen sie irgendwann die Händchen als Trommelstöcke ein, greifen nach der Rassel oder quietschen mit, wenn Mama und Papa einen Lachflash haben. Ältere Kinder summen oft vor sich hin oder sprechen in einem Fantasie-Singsang mit sich selbst. Das frühkindliche musikalische Empfinden entsteht daraus – und ist unsere Basiskompetenz für Musik.

Hast Du Töne?

Pupsen, glucksen, klatschen: Schon Säuglinge sind Meister darin, Geräusche zu machen, wenn auch unbewusst. Mit der Zeit entdecken Kinder, dass sie ihren Körper bewusst nutzen können, um Geräusche von sich zu geben – aus denen dann irgendwann ganze Klangabfolgen werden. Vorhang auf für unsere kleinen Klangkörper!

Text: Vivian Alterauge Foto: Sonja Tobias



Rrroarr! Löwengebrüll kann man prima mit einem Eimer imitieren.

Für Außenstehende ist es bloß ein zartes Patsch, eine beiläufige Geste. Für Eltern und ihre Babys ein Riesenerlebnis: dieser Moment, in dem die Minis ihre Hände vor der Körpermitte zusammenführen und zum ersten Mal in die Hände klatschen. Eines dieser unzähligen ersten Male: Mit größter Begeisterung stellt das Kind fest, dass die Hände nicht bloß zum Greifen von Mamas Haaren oder dem Breilöffel zu gebrauchen sind. Für Eltern rückt der Säugling mal wieder eine Stufe Richtung Kleinkind vor. Man freut sich stolz und ist gleichzeitig ein bisschen betrübt, wie schnell doch die Zeit verfliegt.

Zum Klatschen kommen nach und nach immer mehr Geräusche hinzu, die Ihr kleiner Klangkünstler zunächst unbewusst, doch allmählich immer bewusster mit dem eigenen Körper ausprobiert: Wow, mit dieser Stimme, die da aus mir herauskommt, kann ich ja irrsinnige Dinge tun! Lachen, summen, Tiergeräusche nachahmen! Und dann meine Lippen, die so wunderbar schmatzen beim Küsschengeben und beim Essen. Die Zunge schnalzt, und auch der Rest des Körpers produziert wundersame und wunderbare Töne. Pupsen zum Beispiel, mal als langes Knattern, mal als Tröten. Das Trommeln auf der Haut, das Stampfen aus Wut, die aber auch schnell in Freude umschlagen kann.

Ich kann meine eigene Musik machen!

Mit jedem Ton, den ein Kind mit dem eigenen Körper produziert, spürt das Kind immer deutlicher: Ich kann meine eigene Musik machen!

Und das ist nicht nur niedlich, sondern enorm wichtig für die Entwicklung. Durch Bewegung und Musik lernen Kinder ihren Körper ganz neu kennen. Sie üben sich in Koordination und bekommen ein Gespür für Rhythmus, sie lernen immer besser, sich auf eine Sache zu konzentrieren. Im Prinzip befeuern sie die gesamte geistige

Entwicklung, die wie beiläufig immer weiter voranschreitet. Musik mit dem eigenen Körper und der Stimme zu machen gehörte seit je zum Menschsein dazu. Bereits Urvölker pflegten rituelle Tänze, um Emotionen auszudrücken, um Göttern zu huldigen, Freudenfeste zu feiern oder Abschied zu nehmen. Zwar wird diese Art des Tanzens heute oft als Folklore betrachtet oder als kindisch belächelt, dabei haben sich aus diesen Tänzen auch Gesten von heute entwickelt.

Body-Percussion bei Erwachsenen: Schuhplattler.

Das bewusste Musikmachen mit dem eigenen Körper, also die Klangerzeugung mit verschiedenen Körperteilen, wird Body Percussion genannt. Gibt's natürlich in der professionellen Variante heute auch noch – bei traditionellen Tänzen wie dem Schuhplattler oder dem Flamenco etwa. Aber zwischendurch mal rhythmisch in die Hände klatschen, das kann für jeden herrlich motivierend sein – und Schnalzen baut den Stress ab.

Kinder lernen bei der Body Percussion ihren Körper ganz neu kennen: eben als Instrument. Sie lernen, dass Gliedmaßen Klangkörper unterschiedlichster Art sind, es also ganz anders klingt, wenn man wie ein Gorilla auf der Brust herumtrommelt, als wenn man auf sein Bein klopft oder in die Hände klatscht. Dass Lippen die Töne, die aus dem Mund kommen, wesentlich beeinflussen. Dass, wenn sie ihre Finger fest aufeinanderpressen und dann abrutschen, ein Geräusch entsteht, das Schnipsen genannt wird. Dieses ständige Ausprobieren des eigenen Körperorchesters trainiert die Selbstwirksamkeit der Kinder. Und hat einen ganz angenehmen Nebeneffekt: Die Kleinen werden nicht überfrachtet mit zusätzlichen Musikreizen und können sich besser auf sich selbst fokussieren. Das Instrument sind sie schließlich selbst.

Kleine Klangkörper

Viele Reim- und Mitmachlieder verinnerlichen das Prinzip Body Percussion. Wir verraten hier unsere liebsten Klatschspiele und tolle Geräusche, die der eigene Körper produzieren kann (okay, fast).

Bei Müllers hat's gebrannt

Bei Müllers hat's gebrannt, brannt, brannt.
Da bin ich hingerannt, rannt, rannt.
Da kam ein Polizist, zist, zist.
Der schrieb mich auf die List, List, List.
Die List, die fiel in 'n Dreck, Dreck, Dreck.
Da war mein Name weg, weg, weg.
Da lief ich schnell nach Haus, Haus, Haus.
Zu meinem Onkel Klaus, Klaus, Klaus.
Der Klaus, der lag im Bett, Bett, Bett
mit seiner Frau Elisabeth.
Elisabeth war nackt, nackt, nackt.
Da haben wir gelacht, lacht, lacht.

[Abwechselnd in die Hände klatschen und über Kreuz in eine Hand des Gegenübers. Beim Dreiklang am Ende klatscht man gegenseitig in beide Hände.]

Aram sam sam

Bei der fünften Wiederholung wird's zwar strapaziös für das elterliche Nervengerüst – aber sehen Sie's positiv: Das Kind ist beschäftigt.

A [in die Hände klatschen]

ram sam sam [bei jeder Silbe mit den Händen auf die Oberschenkel klatschen]

A [in die Hände klatschen]

ram sam sam [bei jeder Silbe mit den Händen auf die Oberschenkel klatschen]

gulli gulli gulli gulli [mit den Unterarmen umeinanderkreisen]

ram sam sam [bei jeder Silbe mit den Händen auf die Oberschenkel klatschen]

Arabi, arabi [zweimal erst die Hände nach oben strecken und anschließend in die Knie gehen und den Boden berühren]

gulli gulli gulli gulli [mit den Unterarmen umeinanderkreisen]

ram sam sam [bei jeder Silbe mit den Händen auf die Oberschenkel klatschen]

[Anmerkung: Super ist auch das Kinderlied „Nashorn, Elefant und Krokodil“ von Reinhard Horn, das wir aus rechtlichen Gründen hier nicht abdrucken dürfen. Aber googeln Sie es mal – viel Spaß!]

Einhändig klatschen

Geht gar nicht? Geht ja wohl. Mit den Fingern kräftig auf die Handballen hauen. Richtige Profis schütteln die Hände so schwungvoll auf und ab, dass sie von selbst klatschen.

Grashalmpfeifen

Den größten Grashalm pflücken, den Ihr finden könnt, zwischen beide Daumen spannen und dann mit den Lippen dagegenpusten.

Der Achselpups

Hand mit dem Daumen nach oben unter die Armbeuge schieben, Hand krümmen und dann den Arm anwinkeln.

Auf zwei Fingern pfeifen

[Selbst wenn die Kinder es noch nicht schaffen: Solange Sie pfeifen, sind Sie der Star!]

Kleine Finger als Dreieck auf die Unterlippe legen, Zunge umklappen und nach hinten schieben. Nun das Fingerdreieck auf die umgeklappte Zunge legen – und pusten!

„Wir haben eine Lärmampel.“

Schreien, hopsen, singen, Stühle rücken, trommeln: In einer Kita kulminieren Dutzende Geräusche zu einer regelrechten Kakophonie. Kindern und Erwachsenen kann da schnell der Kopf dröhnen. Christian, Erzieher bei der kinderzimmer-Kita Inselpark, erzählt, wie man mit Lärm am besten umgeht – und was Bindung mit Lärmresistenz zu tun hat.

Interview: Vivian Alterauge Foto: Benne Ochs

Das ist ja ganz schön wuselig hier. Zu Beginn Deiner Zeit als Erzieher muss Dir doch abends der Kopf gedröhnt haben, oder?

Durchaus! In der Kita hat man ja schon eine gewisse Geräuschkulisse, und an die muss man sich zu Beginn erst mal gewöhnen.

Welche Voraussetzungen kann man denn zunächst schaffen, dass der Lärm für Erzieher und Kinder in der Krippe erträglich bleibt?

Eine gewisse Geräuschkulisse hat man immer, aber das ist normal. Wir möchten ja, dass die Kinder sich unterhalten und aktiv am Geschehen teilnehmen. Wichtig ist, dass sie genug Inspiration bekommen und gut beschäftigt sind, durch Freispiel oder gezielt angeregte Angebote. Durch unser Spielangebot sind die Kinder immer so begeistert, dass es keine Zeit mehr zum Lautsein gibt. Es gibt halt viel zu entdecken bei uns. Und wenn alle Kinder lauthals lachen, weil das, was sie gerade machen, so toll ist, geht einem das Herz auf, und das Mitlachen ist programmiert!

Und wann wird es mal so richtig laut?

Wenn alle noch fit sind, kann man sie sehr gut für viele Aktivitäten begeistern. Wenn sie gegen Mittag müde sind und anfangen, weinerlich zu werden, wird es etwas

schwieriger. Da wird es auch mal etwas lauter, weil die Kinder verständlicherweise einfach sensibler auf alles reagieren. Da muss sich nur einer wehtun und anfangen zu schluchzen, schon gibt es eine Kettenreaktion. Das kann auch etwas stressig werden. Dann hilft einfach, sich ein paar Kinder zu schnappen und mit ihnen ein Buch anzuschauen, vorzulesen oder ein Lied zu singen. Das entspannt alle und bringt Ruhe. Oft hilft auch einfach nur Kuscheln und Ablenkung.

Mittagessen mit müden Kindern ist sicherlich auch spaßig.

Wenn sie schon am Tisch sitzen und warten, fangen bereits einige an zu weinen. Man wendet dann kleine Tricks an, damit sie beschäftigt sind während der Wartezeit, zum Beispiel kann man Fingerspiele machen. Und wenn das Essen da ist, sind sowieso alle beschäftigt und zufrieden.

Was ist, wenn ein Kind begeistert mit einem Kochlöffel auf dem Holzgerüst herumtrommelt und den ganzen Raum beschallt?

Für Kinder ist es kein Lärm, sondern ein unglaublich tolles Erlebnis! Natürlich ist lautes Spielen besser als lautes Weinen, da hierbei alle glücklich sind. Wenn wir merken, dass sie über einen langen Zeitraum Lärm ma-

chen und sich das auch auf die Gruppe auswirkt, bieten wir Alternativen an und erklären, weshalb das Spiel in der Situation gerade zu laut ist und dass es beim nächsten Spielen im Außenbereich vielleicht besser geeignet ist als drinnen. Oft verstehen die Kinder einen sehr gut.

Gibt es auch besonders lärmempfindliche Kinder?

Die gibt es natürlich, sie weinen auch mal schneller, wenn es wuselig wird. Das muss aber kein dauerhafter Zustand sein und hat auch viel mit Bindung zu tun.

Mit Bindung?

Je enger und sicherer ein Kind an seine primären Bezugspersonen – das sind meist die Eltern – gebunden ist, desto leichter fällt es, neue Bindungen und Situationen anzunehmen und zu explorieren. Weisen Kinder hier eine schlechte Bindung auf, fällt es ihnen auch schwerer, eine Bindung zu neuen Bezugspersonen aufzubauen. Dies dauert dann häufig länger, und die Kinder weisen größere Trennungsängste auf.

Was kann man für diese Kinder tun?

Die Eingewöhnung in der Kita ist von großer Bedeutung. Hier liegt es an uns und den Eltern, durch engen Austausch und Zusammenarbeit einen gelungenen Übergang zu schaffen. Aber auch nach einer erfolgreichen Eingewöhnung kann es anfangs zu Unsicherheit kommen. Trost und Nähe sind in solchen Situationen goldwert. Die Kinder merken, dass wir immer für sie da sind, ihnen Halt, Schutz und Geborgenheit bieten, was wiederum die Bindung stärkt und Resilienz fördert.

Und was machen lärmempfindliche Erzieher?

Es liegt an mir, die Situation so zu drehen, dass es ruhiger wird. Dies geht ganz einfach mit Angeboten und Inspirationen für Kinder. Die erste Regel ist immer, selbst ruhig zu bleiben und nicht zu versuchen, die Kinder zu übertönen, denn das stresst einen nur noch mehr.

Weil sich das auf die Kinder überträgt.

Wir sind Vorbilder für die Kinder, und wenn sie merken, dass wir ruhig sind, werden sie es auch. Wir begegnen Kindern gleichzeitig auf Augenhöhe. Dazu gehört, ihnen in Ruhe zu erklären, wieso man die Lautstärke als unangenehm empfindet und was man gemeinsam dafür tun kann, dass sich alle im Raum wohlfühlen. Kinder haben oft super Ideen, wie wir es schaffen und gemeinsam ausprobieren können. Hier ist Partizipation und Einbinden der Kinder gefragt.

Gibt es denn im Elementarbereich Regeln für die Lautstärke?

Hier nutzen wir gezielt unsere Lärmampeln. Die Ampel misst den Lautstärkepegel im Raum und zeigt dann Rot für zu laut und Grün für eine perfekte Lautstärke an. Diese dient den Kindern zur Orientierung. Oft merken sie nicht, wie laut es wird, wenn sie vertieft sind im Spiel. Ständig ist die Ampel jedoch auch nicht an, da die Kinder sie sonst nicht mehr wahrnehmen.

Und was hilft dann anstelle der Lärmampel?

Angebote, Gemeinschaftsspiele oder sonstige Aktivitäten. Kinder sind sehr wissbegierig und lieben es, neue Dinge zu entdecken und ihre Umwelt zu erkunden. Die Möglichkeit, dies zu tun, müssen wir ihnen ganz einfach zur Verfügung stellen, und so regelt sich das schon fast von allein. Wird es dann doch mal etwas wuseliger, bietet man etwas ruhigere Aktivitäten an wie Puzzeln, Kneten oder auch Lesen.

Zu Hause hat man ja nicht gleich ein Dutzend Kinder, die Lärm machen. Manchmal reicht aber schon eins. Welche Tipps hast Du für Eltern?

Um Kinder an Ruhe zu gewöhnen, sollten Geräte wie der Fernseher auch mal länger ausgeschaltet bleiben. Für eine kurze Fantasiereise ist wohl jeder zu haben (mehr dazu lesen Sie im Buch Fitmon/Körper, Bewegung und Gesundheit ab Seite 44). Man kann auch einfach mal gemeinsam ein Puzzle machen oder ein tolles Bild malen, um Energie für die nächsten Abenteuer zu sammeln, die gern etwas wilder und lauter sein dürfen. Die Mischung macht es eben!





Mit richtig viel Um- drehungen.

Man sagt ja: Tanze, als ob Dir niemand dabei zuschauen würde. Eigentlich müsste es besser heißen: Tanze, als wärst Du noch ein Kleinkind! Warum nämlich wippen schon die Kleinsten aufgeregt und selig hin und her, sobald sie Musik hören? Na klar: weil sie uns glücklich macht, unsere Seele zum Schwingen bringt und uns ganz unmittelbar auffordert, sich mit dem Körper in einen Flow zu begeben. Dabei ist Tanzen viel mehr als die impulshafte Reaktion auf oder die Übersetzung von Musik in Bewegungsabläufe: Ihr Kind lernt auf schönste Weise Koordination, Grob- und Feinmotorik, Körperbeherrschung, Balance, baut seine Muskeln auf und erlangt Schritt für Schritt ein gutes Selbstbewusstsein. Und hier ist Raum für freies Tanzen und Improvisation, aber wir erlernen ebenso erste tänzerische Grundmuster und Abläufe von Choreografien. Denn auch was Bewegungsspiele und Musik angeht, sind wir im Kinderzimmer für Abwechslung. Oder wie heißt es noch so schön? Sobald Du merkst, dass Du Dich im Kreis drehst, wird es Zeit, aus der Reihe zu tanzen!

Ich tanze, also bin ich (schlau).

Tanzen gehört für die Erwachsenen meist nur zu Geburtstagsfeiern und (seltenen) Clubnächten. Und wenn es um Kindertanz geht, fürchten Eltern schnell strenge Figuren wie das Plié im Ballett. Dabei sollten Kinder dringend tanzen – so oft wie möglich. Das tut nicht nur dem Körper gut, sondern auch dem Kopf.

Interview: Vivian Alterauge Fotos: Sonja Tobias

Wie oft beneiden wir Kinder um ihr unbekümmertes Wesen. Wenn sie zum Beispiel Musik hören, dann schießt der Rhythmus, so scheint es, direkt in ihre Arme und Beine. Sie beginnen zu wackeln, zu klatschen, die Arme in die Luft zu werfen, zu jauchzen. Sie tanzen, als schaute ihnen niemand zu; sie tanzen, ohne nachzudenken. Etwas, das sich Erwachsene oftmals wünschen. Für Kinder dagegen ist Tanz etwas so Natürliches wie Nahrungsaufnahme. Es gehört zur Bewegung dazu – und Kinder haben einen wirklich großen Bewegungsdrang, der gestillt werden möchte. Doch Bewegung außerhalb kurzer Fußwege und kleiner Fahrradtouren ist in unserem modernen Alltag gar

nicht vorgesehen. Daher fällt es Kindern oft schwer, ihre unbändige Bewegungsenergie loszuwerden. Umso wichtiger, dass sie tanzen dürfen. Halten wir es also mit Friedrich Nietzsche, der einmal sagte:

*Verloren sei uns der Tag,
wo nicht ein Mal getanzt wurde!*

Tanzpädagogin Susanne Bargfrede, die eine sozialpädagogische Zusatzausbildung hat, erzählt uns, wie wir Kinder beim Tanzen anleiten können und was das Tanzen mit Körper und Geist macht.





Mit tanzen im Viereck. Und im Kreis. Und am liebsten den ganzen Tag lang!



Was bedeutet eigentlich Tanz für Kinder?

Tanz bedeutet zunächst, sich freudig zur Musik zu bewegen. Im Vordergrund stehen das Wohlbefinden und der Spaß der Kinder an der Bewegung. Ohne dass Kinder es wissen, passiert innerlich ganz viel mit ihnen.

Was denn zum Beispiel?

Sie können beispielsweise beseelt wie eine Schneeflocke zu Boden sinken und ganz bei sich im Moment sein – das, was Erwachsenen oftmals fehlt, können Kinder schließlich noch. Man darf bloß keine erwachsene Idee von Tanz in Perfektion und nach strenger Choreografie auf Kinder projizieren.

Ab wann spricht man denn überhaupt davon, dass Kinder tanzen?

Noch vor dem Laufenlernen, wenn Kinder gerade stehen können, fangen sie an, in den Knien zu wippen, sobald sie Musik hören. Das ist in allen Kulturen gleich.

Was macht man dann als Eltern? Musik an und los?

Im Prinzip schon. Man muss Kinder eigentlich fast nie dazu animieren zu tanzen, man kann sie nur unterstützen.

Also sollten wir Eltern vortanzen?

Gute Vorbilder sind wichtig. Es hilft natürlich, wenn die Eltern dann auch noch mittanzen. Im Normalfall tanzen die Kinder aber von ganz allein, es ist ihnen ein Grundbedürfnis. Und es bringt sie weiter. Es geht gar nicht nur um das Tanzen um des Tanzens willen.

Tanzen kann nämlich noch viel mehr.

Genau, es fördert die körperliche Entwicklung, fördert die Musikalität und die Kreativität, und es macht selbstbewusst. Eigenschaften also, die einem im ganzen Leben zugutekommen. Immer mehr Studien besagen, dass frühkindliche Bewegung schlau macht. Sie verbessert auf jeden Fall auch die kognitiven Fähigkeiten.

Können Sie das genauer erklären?

Nehmen wir mal das Beispiel Lesenlernen. Kinder lernen Buchstaben wie B und D leichter, wenn sie diese räumlich einordnen können, wenn sie wissen, wo das B gerade ist, wo es einen Buckel macht und sich biegt. Wenn Kinder im Tanz Raumerfahrungen gemacht haben, also sich mal über eine Diagonale bewegt, einen Kreis oder eine Acht getanzt haben, dann stützt sie dieses räumliche Verständnis der Buchstaben beim Lesenlernen. Außerdem unterstützt Bewegung die Hirnreife. (Lesen Sie mehr dazu im Buch Wordy/Kommunikation: Sprachen, Schriftkulturen und Medien ab Seite 30.)

Ich habe mal gelesen, dass Tanzen genauso wichtig ist wie Mathe, weil beide sich ergänzen.

Es gibt ein gutes Sprichwort in dem Zusammenhang: Begreifen kommt von Greifen. Wenn ein Kind eine Sache erlebt hat, am besten mit dem ganzen Körper, fällt es dem Kind leichter, Dinge zu verstehen.

Durch Bewegung also entdecken Kinder ihre Umwelt. Können sich Kinder nicht ausreichend bewegen, kann das Auswirkungen haben auf ihre körperliche Entwicklung und ihre Gesundheit im Allgemeinen. Haben Kinder die Möglichkeit, sich genug zu bewegen, können sie ein positives Selbstwertgefühl und eine bessere Motorik entwickeln, auch wenn gewiss viele weitere Faktoren eine Rolle spielen. Dabei erlernen sie viele Dinge, was unter dem Begriff Sensomotorik zusammengefasst wird. Der Entwicklungspsychologe Jean Piaget prägte den Begriff der „sensomotorischen Intelligenz“, die durch Musik und Spiel gefördert wird.

Es gibt inzwischen viele Studien, die sich mit dem Phänomen Tanzen und Kognition beziehungsweise Lernen beschäftigen. Elizabeth Spelke von der





Und hopp! Das trägt zur Persönlichkeitsentwicklung bei! ...

Harvard University zum Beispiel fand heraus, dass jahrelanges Tanzen bei Schulkindern räumliches Denken fördert. Kinder, die gern tanzen, schnitten darüber hinaus besser in Geometrie-Tests ab. Durchs Tanzen werden tatsächlich beide Gehirnhälften beansprucht, sowohl die motorische Region als auch das Sprachzentrum. Die Behauptung, Tanzen mache schlau, ist also keine Übertreibung, im Gegenteil.

Tanzen drückt außerdem Gefühle aus und fördert die Vorstellungskraft von Kindern, trägt also zu ihrer psychischen Persönlichkeitsentwicklung bei. Das gemeinsame Tanzen stärkt soziale Kompetenz und das Selbstwertgefühl. Der Dirigent Sir Simon Rattle wagte 2003 ein Experiment, „Rhythm Is It“: 250 Hauptschüler probten ein Ballett, das von den Berliner Philharmonikern begleitet wurde. Kinder, die vorher noch nie klassische Musik gehört, geschweige denn zu dieser getanzt hatten, entwickelten plötzlich einen riesigen Ehrgeiz und waren äußerst diszipliniert. Einige schlugen im Anschluss an dieses Projekt einen völlig anderen Lebensweg ein als ihre Eltern. Tanzen, dieses Körper-Ausschütteln, das Entlüften des Geistes, das in so vielen Kulturen schon von klein auf zum Alltag dazugehört, sollte also bei uns noch viel mehr gefördert werden – nicht nur in einer professionellen Tanzgruppe, sondern immer und überall. Die Lebensfreude, die Bewegung den Kindern schenkt, lässt sich auch wunderbar im Spielfilm „Billy Elliot – I Will Dance“ sehen: Der kleine Billy, der eigentlich zum Boxtraining gehen soll, schleicht sich heimlich zum Ballettunterricht. Erst als seine Eltern verstehen, wie glücklich Billy der klassische Tanz macht, fangen sie langsam an, sein für Jungen immer noch unübliches Hobby zu akzeptieren.

Ab wann tanzen Kinder denn bewusster?

Bei unter Dreijährigen ist die Konzentrationsspanne sehr kurz, und selbst dann tanzen die Kinder gern und sind neugierig, wollen jedoch nichts üben.

Aber Sie bieten doch richtiges Kindertanzen ab drei Jahren an.

Wir verpacken den Tanz und die Techniken, die dahinterstehen, um Rhythmus zu lernen, Koordination und Haltung, in eine Geschichte. Kinder wollen ein Abenteuer, also geben wir ihnen eines. Zum Beispiel können sie mit dem Zauberflugzeug reisen, dann stellen sie sich in einer Reihe in den Raum und fangen an zu laufen, schnell oder langsam, trampelig oder trippelig. Das Flugzeug macht Hüpfen, wenn es hoch hinaus will oder in ein Loch plumpst, es kann auch mal eine Bruchlandung auf dem Boden machen.

Choreografien kommen also erst später?

Ja, es gibt ganz wenige festgelegte Schrittformen, damit die Kinder sich frei zur Musik bewegen und kreativ werden. Ab dem Vorschulalter können Kinder dann so langsam von der Gedächtnisleistung her kleine Abläufe behalten, also sich zwei bis drei Minuten Choreografie merken. Vorher fällt es ihnen einfach zu schwer, sich überwiegend langsam und ruhig zu bewegen, wie es häufig beim Ballett der Fall ist.

Es gibt ja immer noch dieses Klischee, dass Tanzen eher was für Mädchen sei.

Das stimmt natürlich so nicht, denn eigentlich tanzen alle Kinder gern und bewegen sich zur Musik, egal ob Mädchen oder Jungen. Tanz heißt ja nicht, ein rosa Tutu anzuziehen. Kinder können zum Beispiel auch mal der brüllende Löwe sein beim Tanzen, ein zartes Kätzchen oder ein frecher Fuchs, da fragt keiner nach dem Geschlecht.

Löwen und Füchse, das klingt nach viel Energie.

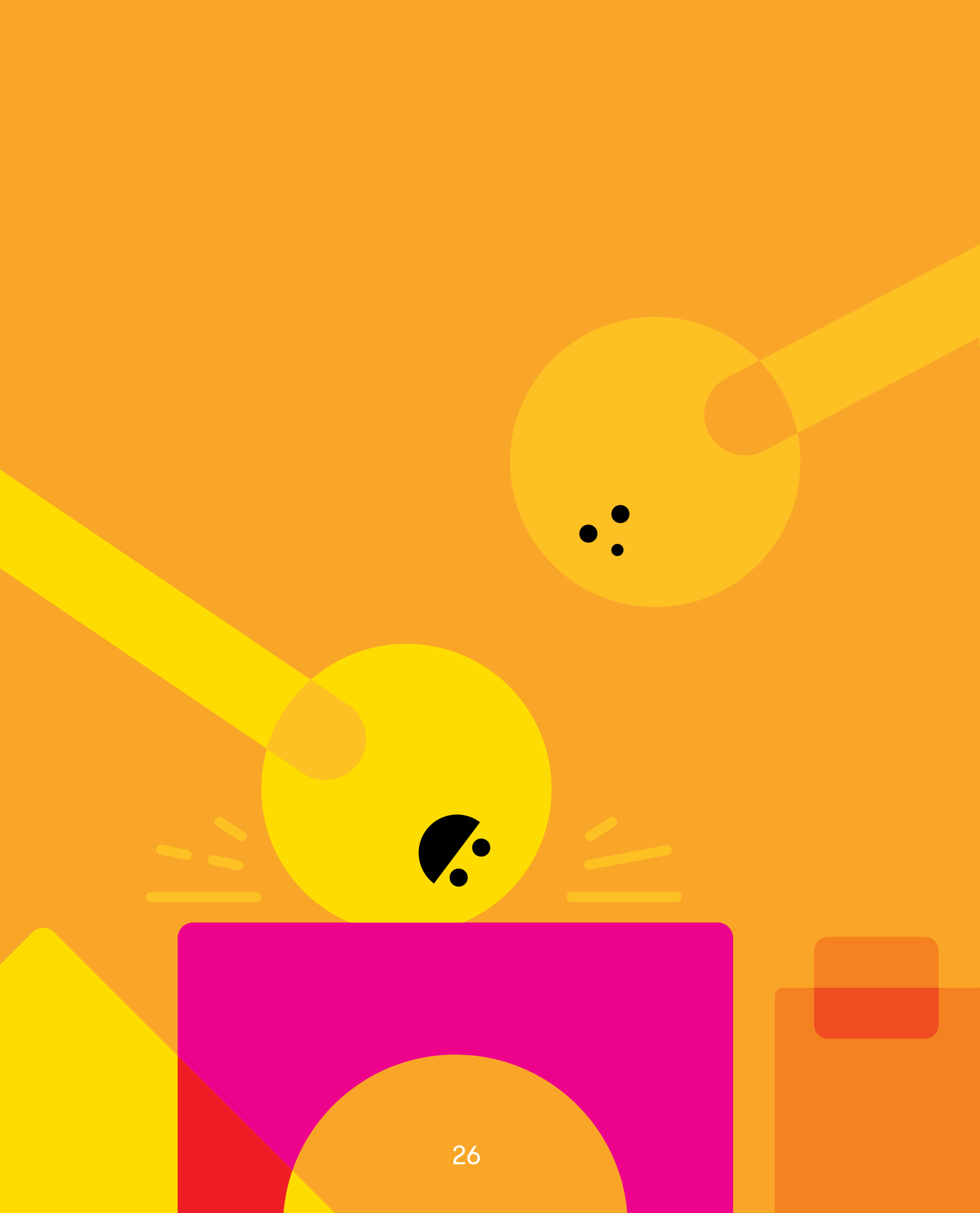
Sie können und sollen beim Tanzen das ganze Spektrum ihrer Emotionen ausleben, und man kann das im Tanz auch herleiten. Prinzessinnen können genauso Wutanfälle haben wie Prinzen. Uns ist wichtig, dass man nicht in Geschlechterklischees denkt. Und wenn ein Junge im Tutu tanzen möchte, macht er das einfach.

Und ab wann hat das nicht von allen Eltern geliebte Ballett Sinn?

Unter sechs Jahren fällt es Kindern meist sehr schwer, langsame, ruhige Bewegungen wie im Ballett zu machen. Viele denken ja, Kindertanzen sei synonym mit Ballett. Aber bis zum Schulalter arbeiten wir mit verschiedensten Techniken, in denen es um Rhythmus geht. Wir tanzen Folkloretänze, wir improvisieren, wir probieren auch ein paar Ballettübungen aus. Mit sieben oder acht Jahren können Kinder je nach ihren Neigungen und Interessen Tanzkurse besuchen, dann wollen sie nämlich auch was lernen und „echte“ Schrittfolgen tanzen. Manche fühlen sich im Hip-Hop wohler, andere beim Modern Dance. Und wer gern Ballett tanzen möchte, der tanzt dann eben Ballett.



Susanne Bargfrede ist staatlich anerkannte Tanzpädagogin und arbeitet an der Lola Rogge Schule in Hamburg. Sie bildet dort andere Tanzpädagogen aus und unterrichtet Kindertanz seit 35 Jahren. Bargfrede bietet Weiterbildungen für Tanzpädagogen und Tanzprojekte in öffentlichen Schulen an.



Eine kleine Melodie.

Komponieren? Im Kita-Alter?! Nein, so ehrgeizig sind wir nun auch wieder nicht. Was Kinder in dieser Zeit aber lernen können: wie man Melodien mit verschiedenen kleinen Klangkörpern – Bechern, Bauklötzen, Legosteinen, Löffeln, Ästen – oder in Kombination mit Farben und Symbolen zusammensetzt. Und wie sie unterschiedliche Geräusche machen, die in der Kombination eine Melodie entstehen lassen. Klatschen und Stampfen ergeben einen Rhythmus – und ausgehend von solchen „Vorstufen“ interessieren sich Kinder früher oder später auch für die nächste Stufe der Musikvermittlung. Mit einem Xylofon etwa haben Kinder nach einigem Probieren den Dreh raus: Sie erkennen ziemlich schnell, welche Klangfolgen harmonisch sind oder sich einfach „schön“ anhören. Sie spielen mit dem Rhythmus und der Lautstärke und kriegen eine erste Vorstellung davon, wie es ist, ein kleines Stück zu komponieren, und wie sich bestimmte Klänge im Körper anfühlen.

Wir tröten, was das Zeug hält – mit einer selbst gebauten Trompete und einer ... ja, was denn eigentlich?



Ich bastel mir einen Beat.

Wenn alle durcheinanderrasseln, nennt man das Krach. Wenn sich aber alle auf einen Rhythmus eingrooven, jeder mit einem Instrument konzentriert seinen Teil dazu beiträgt, dass es gut klingt, entsteht im wahrsten Sinne des Wortes eine „Bewegung“. Die Kinder erleben nicht nur ihren gemeinsamen Rhythmus, sie genießen das Erfolgserlebnis, miteinander etwas Schönes zu kreieren. Jeder kann seinen eigenen Beitrag daran ganz genau hören. Und wenn die Instrumente auch noch selbst gebaut sind, dann ist wirklich Musik drin.

Konzept und Text: Valerie Bachert Fotos: Bernd Westphal (Stills), Sonja Tobias (Porträts)



Die selbst gebastelte Gitarre ist günstiger als eine echte und (fast) genauso klangvoll. Als Korpus dient die Blechdose der Lieblingskekse. Schrauben, Holz und Nylonschnur finden Sie in jedem Baumarkt. Achten Sie beim Spannen auf straffe Saiten!





Man nehme: einen alten Gartenschlauch, einen ausrangierten Plastiktrichter, Klebeband und einen Strohhalm, vertüdele alles miteinander – und fertig ist die Tröte!



LINKS OBEN: Für die Trommel wird eine alte Spar- oder Keksdose mit Stoff beklebt. Als Trommelfell dient Kunstleder, das mit Schnürsenkeln festgespannt wird.

LINKS, UNTEN RECHTS: Sieht aus wie eine Mundharmonika, klingt wie ein Kazoo – eine Kazoomonika quasi. Aus zwei Holzspateln, Gummiband, einem Zahnstocher und etwas Brotpapier wird mit wenigen Handgriffen ein Instrument.

DIESE SEITE: Wir lassen die Glocken klingen mit Rasseln aus Kanthölzern und Kronkorken von der Lieblingslimo.



Auf der Werkbank unserer Autorin ist schon alles Mögliche entstanden – vom Knopf bis hin zur Hollywoodschaukel. Besonders toll findet sie nachhaltige Projekte, bei denen aus Müll etwas Neues entsteht.



Gut gebrüllt, Löwe!

Musik berührt uns im Innersten, sie beschert uns Gänsehautmomente, lässt uns gruseln oder glücklich sein! Und der Klang unserer eigenen inneren Stimme wiederum ist wie ein Spiegel unseres Gemütszustands. Posaunen wir die Stimmung heute lieber mit Löwengebrüll hinaus in die Welt, oder bin ich ganz leise, sodass mich niemand hören kann? Im Kinderzimmer lernen die Kinder, ihre eigene Stimme zu finden, sie zu erheben und auch mal zu senken, wenn sie anderen Kindern damit zu nahe kommen. Die Fragen dabei sind auch: Wie verschafft sich ein Kind Gehör und lernt Selbstwirksamkeit? Wie kommt es an, wenn ich schreie oder flüstere? Wie finde ich durch Partizipation, Erfahren, Erkunden und Spiel meine Rolle? Und wie nehme ich andere durch meine Stimme wahr?

Meine Stimme zählt!

Für Erwachsene ist es selbstverständlich, eine Stimme zu haben. Man braucht sie für vieles: um jemanden zu loben, zum Informationsaustausch, für Kritik und zum Neinsagen.

Unsere Stimme ist ein wichtiges Werkzeug, uns einzubringen. Aber wie schaffen es Kinder, ihre Meinung durch Partizipation und Selbstbestimmung frei zu äußern?

Text: Aljoscha Rieger

„Nein, ich will das nicht!“, ruft Lotta, weil Emil sie von der Schaukel schubsen will. Eine Situation, in der Lotta eine wichtige Grenze zieht. Sie hat sich selbst begriffen, kann ihre negativen Gefühle erkennen und verbalisieren. Dabei ist am wichtigsten, dass sie sich und ihrem Affekt Gehör verschafft hat. Emil versteht sofort und steht auf. Nach einer Weile entschuldigt er sich, sie umarmen sich, und Emil staubt vielleicht sogar ein kleines

Küsschen auf die Wange ab. Eigentlich sind die beiden nämlich dicke Freunde, gerade weil beide ihren Gefühlen Ausdruck verleihen können. Sich so klar auszudrücken, das erfordert nicht nur ein bisschen Mut, sondern auch einiges an Training. Denn am Anfang tut der Kindermund nicht unbedingt gleich Wahrheit kund, sondern in erster Linie heillosen Gebrabbel. Und das ist wahnsinnig wichtig!

Sprache besteht aus einer Reihe von Lauten. Aus diesen Lauten werden zuerst Silben zusammengefügt, die ergeben dann Worte, und schließlich werden sie wie auf einer Perlenkette aufgereiht und ergeben einen Satz. So sollte das normalerweise laufen, ist aber leider nur die halbe Wahrheit. Denn ein großes Problem beim frühkindlichen Sprachverständnis ist die Einheitsbildung. Viele Menschen, besonders Eltern, gehen natürlich davon aus, dass sie rein, klar und verständlich sprechen. Tut nur leider fast niemand. Die einzelnen Laute – in der Wissenschaftssprache Phoneme genannt – überlappen sich sogar ziemlich häufig.

So wird aus einem „Kannst Du bitte Dein Zimmer aufräumen?“, das geschrieben klar getrennt ist, im Sprachverständnis nur allzu oft „Kansu bitteein zimmerauf räum?“ oder ähnlich. Das ist nicht unbedingt eine Ermahnung an Sie, deutlicher und langsamer zu sprechen, sondern eher ein Appell, Verständnis zu zeigen, wenn Ihr Kind Sie nicht gleich versteht.

„Kansu bitteein zimmerauf räum?“

Anfangs imitiert das Kind den Sprachbrei der Eltern und lernt dabei, Laute mit Emotionen zu verknüpfen: „MANANANANA!“ So klingt Mama, wenn sie wütend ist. „Babalabalaballaraaa. Bala. Ba.“ So erklärt Papa wieder, was da in der Zeitung steht. Durch die Brabbelei wird der Grundstein gelegt, die eigenen Gefühle mittels Sprache an die Umwelt weiterzugeben. Bei einigen Kindern werden dann schon ab sechs Monaten mit Wörtern, die sie zwar noch nicht produzieren, aber hören können, Dinge verbunden. Kinder, die einen Kranich sehen, aber das Wort „Ball“ hören, zeigen mehr Hirnaktivität, denn sie müssen grübeln: „Das passt doch nicht zusammen?!“

Wenn das Broca- und das Wernicke-Areal, die beide im linken Teil des Gehirns rasend schnell wachsen und mit Inhalten zur Produktion und zum Verständnis von Sprache befüllt werden, schließlich so weit sind, dass die ersten klaren Wörter und einfache Satzbausteine raus-

geplappert werden können, lernt das Kind etwas noch viel Wichtigeres: Ich werde gehört. Und was ich fühle, hat eine Konsequenz auf die Situation, in der ich mich befinde. Ein einfaches Beispiel: „Ich hab Hunger“ führt zumeist dazu, dass sich Mama und Papa schnell aufmachen und es eine tolle Leckerei aus der Küche gibt. Oder halt Erbsen. „Die mag nicht“ kann dann mit Glück den Effekt haben, dass man die Dinger nicht essen muss. Das ist aber von Fall zu Fall unterschiedlich.

Mamataub.

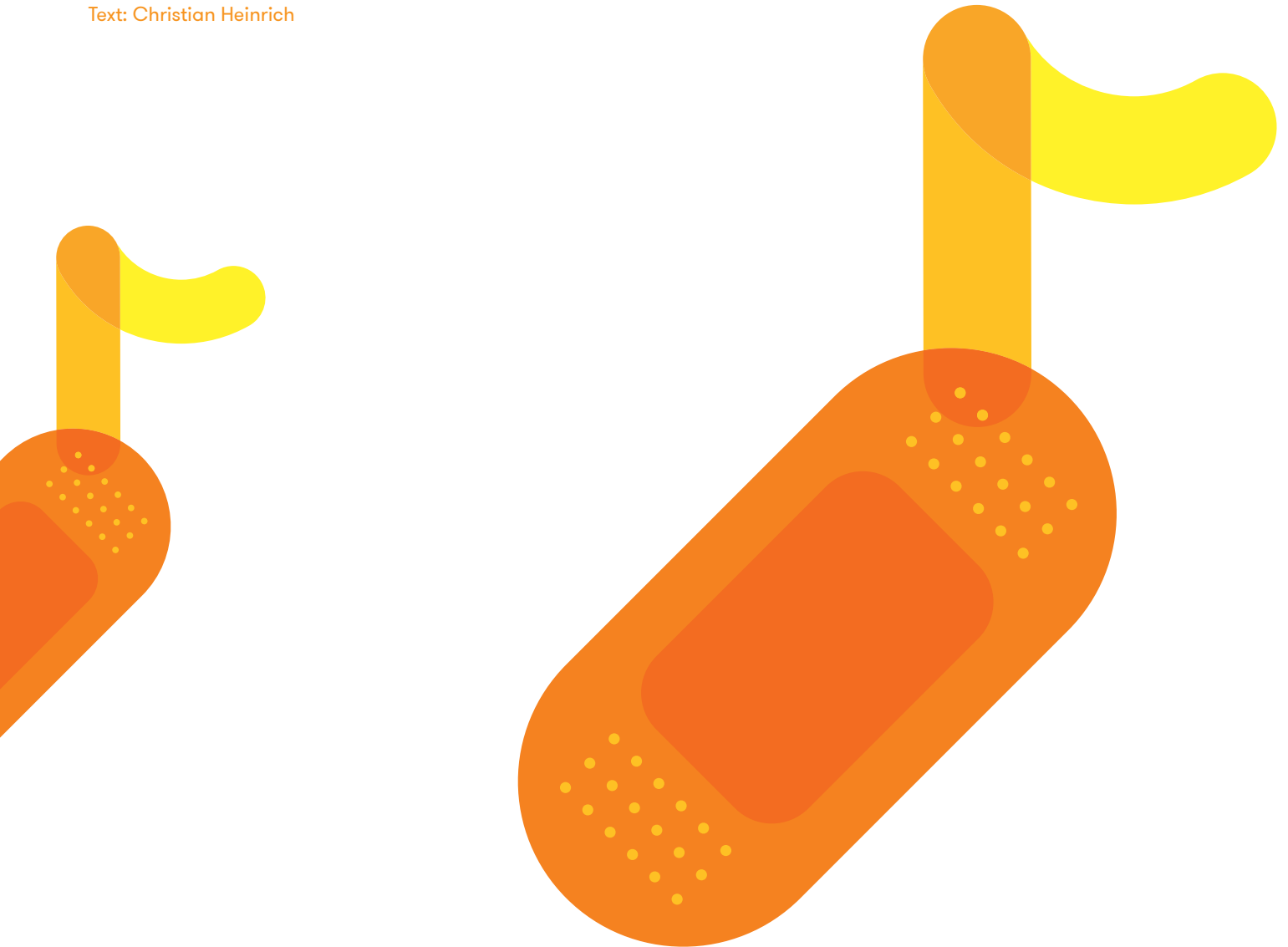
Und jetzt spricht die oder der Kleine also. Toll! Das heißt dann aber auch, dass das Kind mich versteht, richtig? Fast. Ein in letzter Zeit häufig benutzter Begriff, der beschreiben soll, dass viele Kinder vermeintlich nicht hören wollen, ist „mamataub“. Man bittet seinen Nachwuchs um etwas, und es passiert einfach nicht. Frustrierend. Sollte es aber nicht sein. Denn der Begriff ist sehr irreführend: Weder hat das Ausbleiben einer Reaktion mit Taubheit zu tun noch mit Nichthörenwollen. Denn Mütter und gleichermaßen Väter plappern den ganzen Tag wahnsinnig viel. Und genauso viel hat das Kind dann zu verarbeiten und vor allem Wichtiges von Unwichtigem zu trennen. Das ist eine riesige Aufgabe für einen kleinen Menschen. Erschwerend hinzu kommt dann oft, dass die Eltern ihr Anliegen auch noch schrecklich unpräzise vortragen, viel zu viele Wörter verwenden – und am häufigsten ihr Lieblingswort Nein. Doch wenn Lotta vor dem Essen Lust auf Vanilleeis hat und sagt: „Ich möchte jetzt Vanilleeis“, und Sie mit „Nein, das gibt’s erst nach dem Essen“ antworten, verneinen Sie das Bedürfnis des Kindes. Und das ergibt im Kinderkopf ja mal überhaupt keinen Sinn. Signalisieren Sie stattdessen lieber, dass Sie das Bedürfnis zwar erkennen, es aber erst nach dem Essen erfüllt wird. Bleiben Sie klar, oder verhandeln Sie mit Lotta, wie viel sie aufessen muss, bevor es Nachtisch gibt.

Und gönnen Sie den kleinen Kinderohren öfter mal meditative Stille statt Mama-Papa-Dauerbeschallung. Dann hört Lotta auch wieder hin, wenn’s was Wichtiges gibt (lesen Sie mehr dazu ab Seite 42).

Schmerzen wegsingend.

Kinderlieder sind nicht einfach nur schön anzuhören, sie bewirken wahre Wunder, wie die neue Forschung zeigt: Sie senken den Puls – und vertreiben sogar Schmerzen!

Text: Christian Heinrich



Aua, das hat wehgetan! Der dreijährige Jonas ist beim Rennen über eine Wurzel gestolpert und einmal der Länge nach hingefallen. Flecken auf dem T-Shirt, Erde im Mund, blutige Lippe, aber alle Zähne noch ganz. Nichts Tragisches. Jonas' Mimik hinter den pausenlos kullernden Tränen und das mal leise, dann wieder ohrenbetäubend laute Schluchzen erzählen eine andere Geschichte: Ich habe Schmerzen, ich leide nicht nur ein bisschen, sondern unendlich, die Schmerzen sind soooo stark, mir geht es schlecht, sehr, sehr schlecht! Schnell eilt die Erzieherin herbei, nimmt Jonas in den Arm, pustet einmal, zweimal, dreimal, holt ein Pflaster mit kleinen Feuerwehrautos darauf.

Wichtig dabei ist einerseits, dass das Kind sich ernst genommen fühlt und getröstet wird. Manchmal sogar noch mehr helfen bei Schmerzen Ablenkung und Rituale. Manche Kinder glauben an die Kraft von Zauberpflastern, andere daran, dass der Erwachsene das Aua wegpusten kann oder dass das Kühlpack aus dem Eisfach in Form eines Pinguins hilft beim Heilen. Und dann gibt es da noch etwas anderes, was sich nicht nur bewährt hat, sondern den nach einem schmerzlichen Ereignis aufgewühlten Körper nachweislich gleich auf mehreren Ebenen zur Ruhe bringt. Denn wie wissenschaftliche Studien zeigen, helfen ganz besonders: Kinderlieder.

Eine entsprechende Studie haben beispielsweise die Psychologin Elena Longhi vom University College London und Kollegen durchgeführt. Sie setzten 37 Kinder, die bis zu vier Jahre alt waren und eine Erkrankung hatten, die Herz oder Atmung betraf, drei verschiedenen Situationen aus. Einmal hörten die Kinder ein Schlaflied, einmal eine Geschichte, und einmal wurden sie zehn Minuten lang in Ruhe gelassen. Davor und danach maßen die Forscher jeweils die körperlichen Reaktionen, darunter die Sauerstoffsättigung des Bluts, den Herzschlag und das Schmerzempfinden. „Musik scheint im Vergleich zu Lesen und keiner Interaktion das Wohlbefinden der jungen Patienten zu steigern“, schreiben sie in ihrer Studie, die im Fachmagazin „Psychology of Music“ erschienen ist.

Dabei scheint das Entscheidende offenbar der **Beruhigungseffekt** der Musik selbst zu sein und nicht der Inhalt der Liedtexte. Denn in der Studie von Elena Longhi wurden englische Kinderlieder gesungen wie „Hush, Little Baby“ und „Twinkle Twinkle Little Star“ – anders

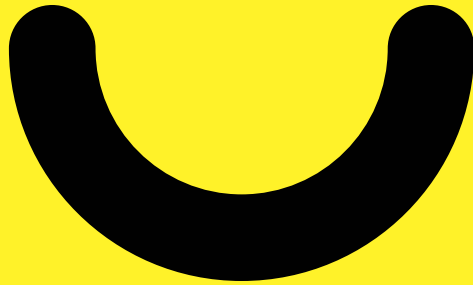
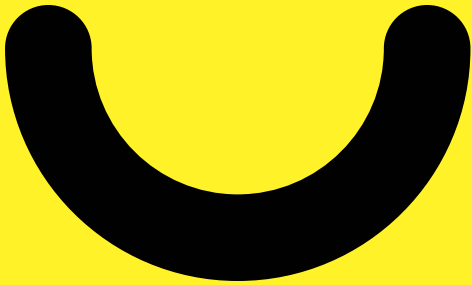
als etwa „Heile, heile Gänschen, es ist bald wieder gut“ haben sie aber nicht die Heilung einer Verletzung zum Thema. Also braucht es für den Effekt nicht einmal eine passende Geschichte. Es kommt auf die schönen Töne an, auf eine angenehme Melodie.

Musik als Hausapotheke.

Adäquat zu den englischen Liedern könnte man in Deutschland etwa Lieder wie „Bruder Jakob“, „Wer hat die Kokosnuss geklaut?“ oder „Der Mond ist aufgegangen“ singen. **Hauptsache**, die Lieder sind positiv und wiederholen sich. **Aber welches Lied besonders gut geeignet ist oder nicht**, das richtet sich nach Ihrem Kind: was zu Hause und in der Kita gelernt wurde, was Spaß macht zu singen. Ohne es zu ahnen, trägt wohl jedes Kind solch eine kleine Hausapotheke aus Liedern mit sich – die nur aktiviert werden muss, wenn es nötig ist. Das kann dann auch mal „O Tannenbaum“ im August sein.

Neben der beruhigenden und ablenkenden Wirkung der Lieder kommt wahrscheinlich auch der berühmte Placeboeffekt zum Tragen, der sich in aller Kürze so beschreiben lässt: Wenn jemand daran glaubt, dass ihm etwas hilft, dann hilft es auch. Dabei braucht es gerade bei den Kinderliedern gar nicht immer diesen ganz direkten Glauben, wie ihn Reime wie „Heile, heile Gänschen“ zu vermitteln suchen. Es reicht schon die indirekte Wirkung. Dieses Gefühl, das ein vertrautes Lied vermittelt: Mit dieser schönen Melodie sieht die Welt schon wieder viel besser aus, und alles wird wieder gut.

Bei Kindern dürfte ein Placebo in mancherlei Hinsicht besser wirken als bei Erwachsenen. Denn es kommt zu einem großen Teil auf die innere Haltung an, die im Körper erstaunliche Dinge auslösen kann. Bei Erwachsenen heilen dank Placeboeffekt Wunden schneller, die Magensäure-Konzentration verändert sich, und Scheinmedikamente wirken besser als manche echten Medikamente. Doch Kinderlieder sollten deshalb nicht zum sanften Schmerzmittel degradiert werden, das lediglich eingesetzt wird, wenn Not am Kind ist. Sie können viel mehr. Sie fördern Gedächtnis, Sprachentwicklung und Lernvermögen. Sie können eine ganz besondere Gruppendynamik erzeugen. Und natürlich schulen sie das musikalische Verständnis.



Für Traum- tänzer & Chill-out- Fans.

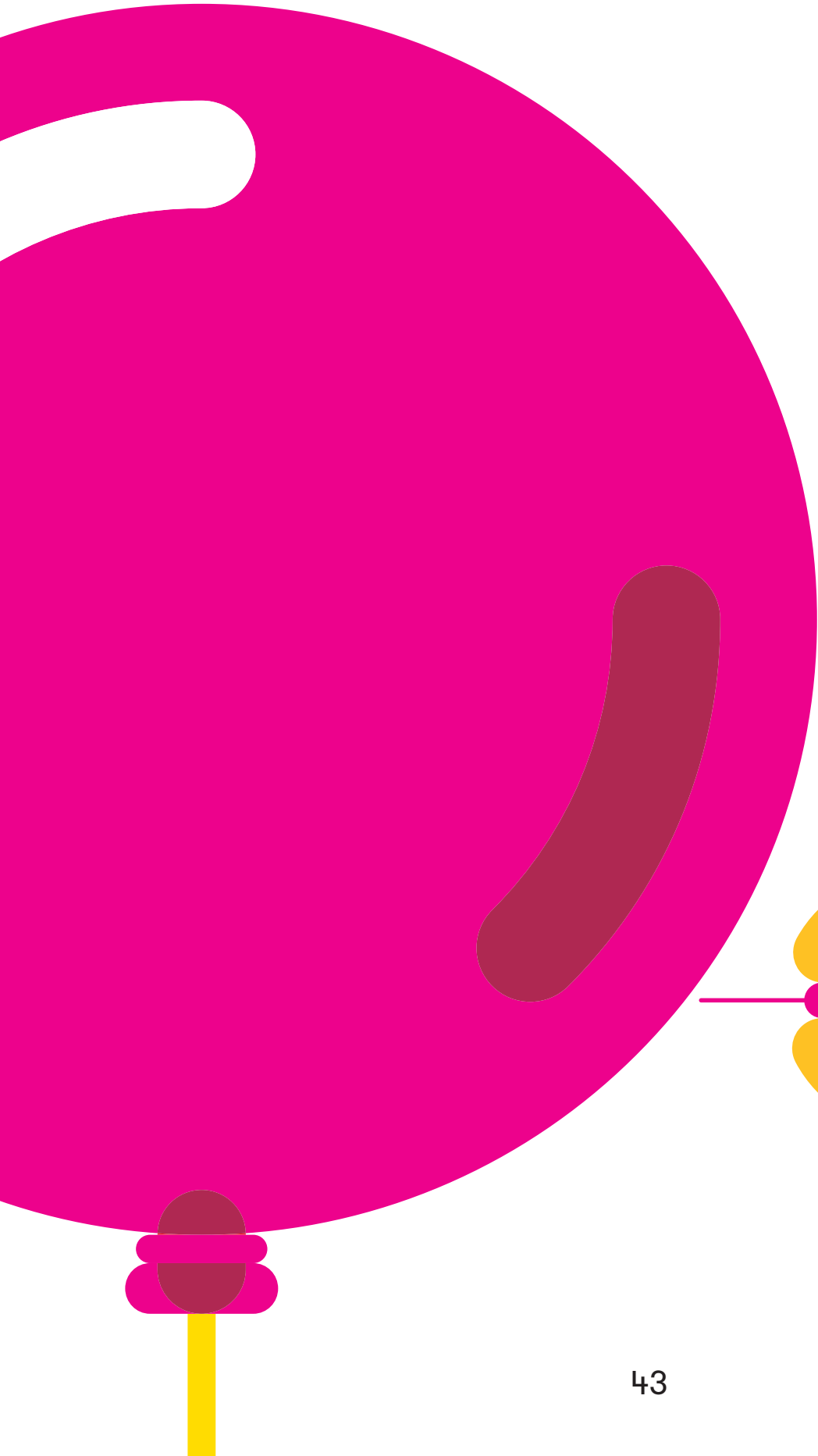
Wir leben heute in einer lauten Welt. Viel zu viele Eindrücke prasseln jeden Tag aufs Neue auf unsere Ohren ein – knallende Türen, Autolärm, nervige Werbung im Radio ... Verblüffend, dass manche Babys nur schlafen, wenn der Föhn an ist oder das Radio die Hitparaden dudelt. Aber sobald Kinder sich den Sound aus dem Mutterleib angewöhnt haben und die irdische Ruhe genießen können, ist das beste Sandmännchen: Stille. Klar, manche Kinder sind lärmempfindlicher als andere, aber für alle gilt: je ruhiger und entspannter, desto besser. Wahre Wunder wirken Einschlaflieder. Selbst gesungen, von der CD oder aus der Spieluhr – sie senken den Puls und die Atmung, entspannen und trösten. Wenn die Kinder mit Klängen und Musik zur Ruhe kommen, wird ihre Konzentration gefördert – in einem melodischen Dreiklang, der Körper, Psyche und Geist zum Schwingen bringt!

Nach jedem Krach ein Ach!

Kinder und Lärm – das sind beste Freunde,
die von klein auf zusammengehören.
Aber zu viel Lautstärke auf die Ohren kann
gefährlich werden und krank machen.
Was wir übers kindliche Hörempfinden
wissen sollten.

Text: Janina Jetten





Wie heißt es im Lied „Remmidemmi“ der Hamburger Band Deichkind noch so treffend: „Wir wollen nur was erleben!“ Genau so geht es unseren Kindern. Erlebnishungrig, mitteilungsbedürftig und auf Entdeckermodus geschaltet, gehört für sie eines zum Alltag dazu: jede Menge Krach zu machen. Ob mit Bauklötzen, Trommeln und Trompeten, ob beim Lachen oder Schreien mit der eigenen Stimme ... laut zu sein macht Spaß, und Kindergeräusche sind Ausdruck von Lebenslust und Freude. Das darf und das muss.

Doch es gibt Grenzen. Und damit sind in diesem Fall ausnahmsweise nicht die elterlichen oder gar nachbarschaftlichen Nerven gemeint. Eine Studie der Krankenkasse DAK gibt Grund zum Aufhorchen: Kinder und Jugendliche in Deutschland hören immer schlechter. Bereits 12,8 Prozent der Kinder im Alter von acht bis vierzehn Jahren haben auf mindestens einem Ohr einen Hörverlust von mehr als zwanzig Dezibel. Grund genug, um uns mit dem Thema zu befassen: Wo hört ein bisschen Krach auf, wo fängt schädlicher Lärm an?

Zunächst einmal müssen wir uns klarmachen, wie wichtig ein intaktes Gehör fürs Kind ist. Die gesamte Sprachentwicklung hängt davon ab. Ein Kind knüpft schneller Kontakte, lernt besser Lesen und Schreiben, fühlt sich anerkannter. Sich gegenseitig zuzuhören wird von Kindern als eine Art Zuwendung empfunden.

Der alltägliche Lärm.

Zuhören, das beginnt schon im Mutterleib: Babys nehmen Stimmen und Töne wahr, allein übers Hören der elterlichen Stimmen baut sich eine emotionale Bindung auf (lesen Sie mehr dazu ab Seite 8). Beim Neugeborenen ist das Gehör bereits voll funktionsfähig, allerdings unterscheidet sich das Hörvermögen noch stark von dem eines Erwachsenen: In den ersten drei Lebensjahren, der sogenannten sensiblen Phase, lernt das Gehirn

intensiv, die gehörten Informationen zu verfeinern und zu verschärfen. Denn zunächst haben Kleinkinder Schwierigkeiten, Geräusche zu unterscheiden, und können schwer ausmachen, woher ein Geräusch überhaupt kommt. Erst mit etwa fünf, sechs Jahren ist die Hörfähigkeit voll ausgebildet.

Neben dem Kita-Mixtape an Lachen, Schreien, Weinen und Tobegeräuschen prasselt nun aber ein alltäglicher Klangteppich aus Verkehrsgeräuschen, Turnhallengeschrei, Baulärm, TV- und Musikgedudel und vielem mehr auf die zarten Kinderohren ein. Mal leise, seit Jahren aber tendenziell immer lauter. Zwar sind auch Kinderohren in der Lage, selektiv zu hören (einzelne Stimmen und Hintergrundgeräusche werden unterdrückt, um sich auf die wichtigen oder interessanten zu konzentrieren). Dennoch: Etwa 15.000 Haarzellen in den Ohren fangen die Schallwellen jedes einzelnen Tons ab, verarbeiten sie und schicken sie als Signal ans Gehirn. Daher sind die Ohren rund um die Uhr im Einsatz. Sie können nicht einfach geschlossen werden wie unsere Augen – sie hören alles, ob sie wollen oder nicht.

Ruhe, bitte!

Das kann anstrengend sein. Manche Erwachsene entspannen ihre Ohren mittlerweile mit einer bestimmten wohltuenden Mischung aus Geräuschen, die als „White Noise“ bezeichnet wird. White Noise ist ein Rauschen aus vielen verschiedenen Frequenzen, die alle die gleiche Lautstärke haben. Es lässt sich etwa bei YouTube abspielen oder als Audiodatei herunterladen und klingt wie ein kontinuierliches Meeresrauschen. Wenn man es eine Viertelstunde abends vor dem Einschlafen oder in der Mittagspause hört, wirkt das tatsächlich beruhigend. Warum das so ist, darüber gibt es verschiedene Theorien. Manche Forscher meinen, dass die Ohren umso unempfindlicher werden, je lauter die Umgebung ist. Und die ist durch White Noise ja lauter;



Psssssssssssst, jetzt mal ganz ruhig, bitte.

Tipps für stillere Momente.

Einen Waldspaziergang machen.

Naturgeräusche wie das Plätschern eines Bachs, Blätterrauschen oder Vogelgezwitscher wirken positiv auf Körper und Seele. Der Wald-und-Wiesen-Sound kann Stress abbauen.

Das Kinderzimmer beruhigen.

Legen Sie als Spielunterlage einen Teppich aus.

Nach der Kita ein Ruheritual einführen.

Etwas malen, puzzeln, sich aufs Ohr legen – einmal zu Hause angekommen, können Sie zunächst eine Pause machen. So laden Sie und Ihr Kind nach dem Kitatag ihre Akkus wieder auf.

Regelmäßig vorlesen.

Bücher mögen fast alle Kinder, und beim Zuhören wird es auf einmal schön still im Zimmer.

Licht dimmen.

Softes Licht dämpft erstaunlicherweise die Lautstärke. Kerzenlicht beim Abendbrot beispielsweise unterstützt eine ruhige Unterhaltung.

Musikpausen einlegen.

Lassen Sie die Lieblings-Musik-CD Ihres Kindes nicht in Dauerschleife laufen. Für die kleinen Ohren ist es besser, sie einmal bewusst zu hören und dann wieder zu pausieren.

Spielzeuge prüfen.

Kinder halten sich laute Spielzeuge gern extranah ans Ohr – das ist gefährlich. Testen Sie selbst die Kazoo, die Flöte, die Knackfrösche, die Trillerpfeife, die Rassel oder das elektronische Musikhündchen: Was für Elternohren zu laut ist, das ist ganz sicher auch für Kinder nicht geeignet.

Üben, leise Geräusche zu hören.

Wie klingt eigentlich der Wind in den Bäumen? Reis in der Dose? Das Klackern der Steine? Schnalzen mit der Zunge? Wer ein bisschen Geräuscheraten macht, kann das Gehör des Kindes sensibilisieren.

Kind beobachten.

Sollten Sie das Gefühl haben, Ihr Kind hört schlecht(er), gehen Sie zum Kinderarzt!

man bekämpft im Grunde Geräusche mit anderen Geräuschen. Ideal vor allem für Kinder ist wohl etwas anderes: Ruhe.

Denn Dauerbeschallung kann Körper und Psyche eines Kindes beeinträchtigen. Die Bandbreite reicht von Verzögerungen beim Sprechen- und Lesenlernen über geringe Lernmotivation bis hin zu erhöhtem Blutdruck und Stresspegel oder Schlafstörungen. Die Lärmforschungsstudie NORAH von 2014, an der über 1.200 Kinder teilnahmen, zeigte, dass diejenigen, die in Flughafennähe lebten, schlechtere Leseleistungen als die anderen Kinder besaßen.

Auch Spielzeug kann zu laut sein.

Schwierig wird es, wenn ein bestimmter Pegel überschritten wird. Sie können sich das leicht bildlich vorstellen: Geräusche erzeugen Schall. Ein leises Geräusch streicht über die Haarzellen im Ohr wie ein Windhauch über ein Rapsfeld. Ein lautes Geräusch gleicht eher einem Orkan. Die Haarzellen werden wie Blüten im Rapsfeld abgeknickt oder gar wortwörtlich ausgerissen. Das Problem: Die Zellen wachsen im Ohr nicht nach, damit ist das dauerhafte Hörvermögen gefährdet. Für bleibende Schäden reicht bereits ein einzelner Ton aus. Eine normale Gesprächslautstärke liegt bei 60 Dezibel, ab einer Lautstärke von 85 Dezibel (beispielsweise Diskothek, Autobahn) wird es bereits kritisch, und bei Messwerten ab 135 Dezibel (Rockkonzert, Flughafen) muss man mit ernststen Folgen rechnen, es kann zu einem anhaltenden Taubheitsgefühl, zu Piepen, Rauschen oder Pfeifen im Ohr kommen. Wenn die feinen Haarzellen im Innenohr nicht genügend Ruhephasen erhalten und überreizt werden, droht eine verminderte Hörfähigkeit oder gar Schwerhörigkeit.

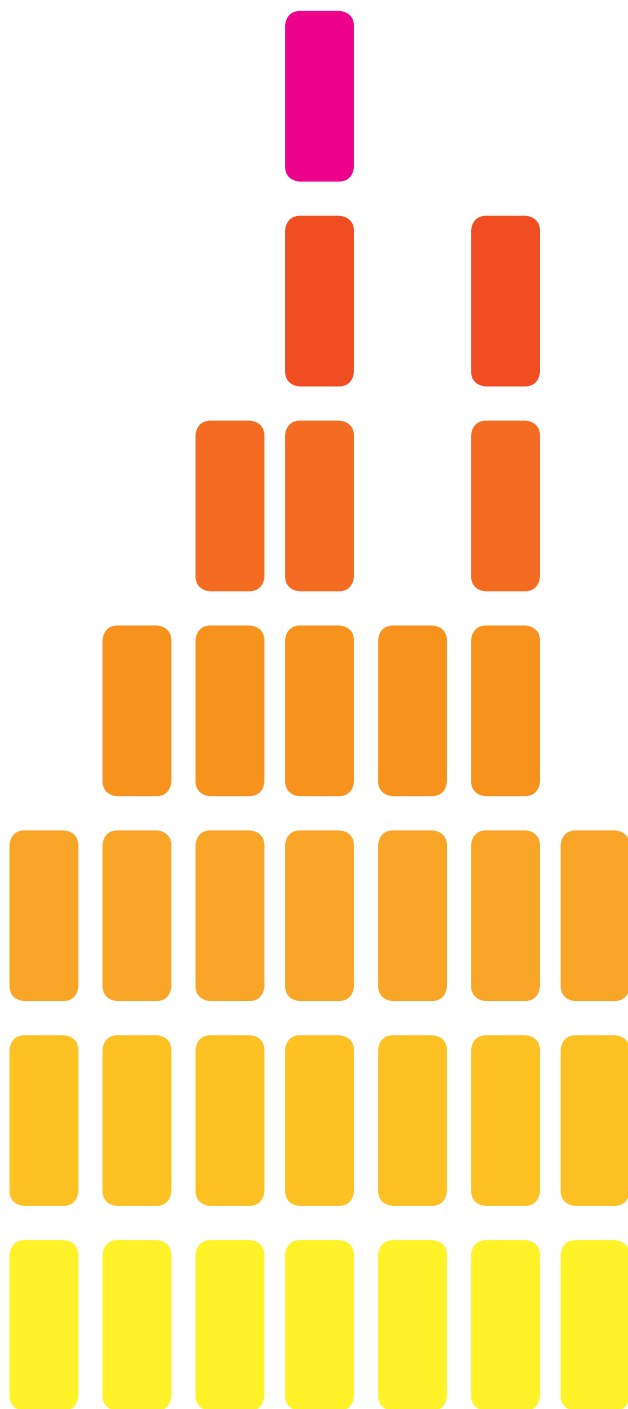
Nun steht man mit seinem Kind eher weniger stundenlang direkt neben einer Autobahn oder nimmt das Kind am Wochenende mit zum Clubbesuch. Aber, was sich wenige klarmachen, auch Spielzeug kann zu laut sein. Wussten Sie, dass eine Babyrassel, nah ans Ohr gehal-

ten, mit 93 Dezibel lauter sein kann als ein Zug, der vorbeirauscht? In einer Untersuchung der Fachhochschule Aalen wurden verschiedene Spielzeuge nach Lautstärke analysiert. Besonders schädigend sind Geräusche ganz nah am Ohr: die Quietsche-Ente, Trillerpfeifen, ein platzender Luftballon – sie alle sind so laut wie ein vorbeifliegender Düsenjet. Spielzeug-Plastikwaffen können gar 150 Dezibel erreichen, schon ein einziger Schuss kann zu dauerhafter Hörminderung führen.

Spielzeuge lassen sich prima messen, Dauerbeschallung lässt sich meist auch eindämmen – die individuelle akustische Belastbarkeit eines Kindes wiederum ist eine Charakterfrage. Deswegen ist es gut, das Kind auch in der Hinsicht zu beobachten, kennenzulernen und ernst zu nehmen. Wie sensibel ist mein Kind? Wie gut kann das Kind mit Geräuschen umgehen? Musik zum Beispiel, selbst bei moderater Lautstärke, kann für das eine Kind ein Genuss sein, für das andere eine Qual. Die einen schreien gern, andere flüstern und beobachten lieber. Natürlich können wir nicht alle Geräusche abschalten, aber Rücksicht nehmen und gegebenenfalls eingreifen: einfach schnell die Hände auf die Ohren des Kindes legen beim lauten Pfeifen des Schaffners, bevor der Zug abfährt. Der Schall wird gedämpft und kommt nicht mehr mit voller Wucht an. Beim Festival bleiben die Kinder besser bei Oma und Opa, und beim Presslufthammer wechseln Sie die Straßenseite. Generell gilt: Gönnen Sie Ihrem Kind (und sich selbst) Stillepausen. Dabei erholt sich nicht nur das Gehör, sondern auch die Seele. Danach dürfen dann gern wieder Kravall und Remmidemmi gemacht werden – wenn alle Lust dazu haben ...



Wer die Lärmempfindlichste in der Familie unserer Autorin ist, wurde neulich beim Familienessen klar: Da saßen beim Italiener am Riesentisch nebenan etliche Senioren, die sich sehr angeregt unterhielten. Die zweijährige Mara hielt sich entrüstet die Ohren zu und schrie: „OMA, POPA, ZU LAAAAUT.“ Als es ruhiger wurde, schmeckten die Nudeln ohne alles gleich viel besser ...



Ab 150 dB

werden Geräusche zur Qual. Das Gehör nimmt unwiderruflich Schaden. Diese Lautstärke hat beispielsweise ein Schmiedehammer.

Bei 120 dB

liegt etwa die Schmerzgrenze des menschlichen Ohrs. Wir halten uns reflexartig die Ohren zu. Diesen Krach machen Motorsägen und manches Livekonzert.

80 bis 100 dB

erreichen vorbeifahrende Lkw oder das Knallen von Türen. Ab 85 dB wird es kritisch: Auf Dauer droht hier ein Gehörschaden.

60 bis 75 dB

werden langsam laut. Ein Streitgespräch liegt schon in diesem Bereich – auch vorbeifahrende Autos und die Waschmaschine im Schleudergang.

40 bis 60 dB

ist normale Gesprächslautstärke, kann allerdings bereits die Konzentration beeinträchtigen. Dazu zählen ein leises Radio oder das Brummen des Kühlschranks.

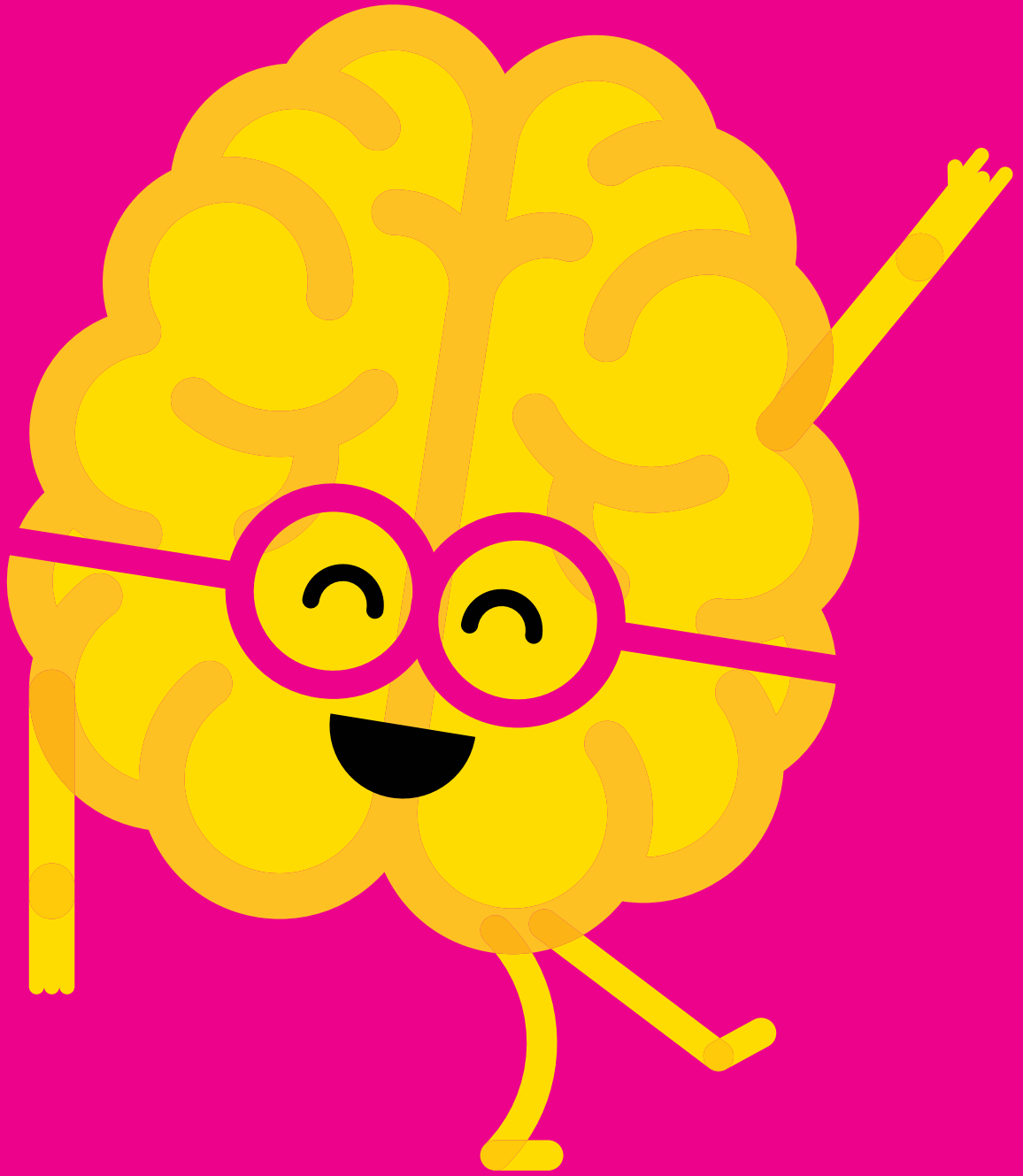
20 bis 40 dB

sind gut zu hören – so das Ticken eines Weckers oder andere Hintergrundgeräusche im Haus. Kinder können von diesen Geräuschen aus dem Schlaf gerissen werden.

0 bis 20 dB

hören auch Kinder kaum. In diesem Bereich liegen etwa raschelnde Blätter, Schneefall oder Flüstern.

Die Dezibelwerte (dB) können sehr schwanken. Sie hängen von vielen Faktoren ab – zum Beispiel davon, wie weit jemand von der Lärmquelle entfernt ist, welche Windrichtung vorherrscht und welche Geräusche im Hintergrund ertönen.



Mit Musik geht alles besser.

Hören, singen, rhythmische Bewegung, den eigenen Körper einsetzen oder ein Instrument lernen: Musikalische Förderung ist wie ein mehrstimmiger Chor, sie passiert auf vielen Ebenen, ergibt am Ende aber ein ganzheitliches Werk. Wussten Sie, dass Musik bei Kindern auch sprachliche, räumliche, ja sogar mathematische Kompetenzen fördert? Hinzu kommt: Texte und Zahlen lernen sich unter bestimmten Voraussetzungen leichter, wenn Musik oder Gesang im Spiel sind. Hören, singen, fühlen Kinder bewusst Musik, dann differenzieren sie nach und nach ihre Wahrnehmungsfähigkeiten, deshalb singen und hören wir nicht nur so viele unterschiedliche Kinderlieder im Kinderzimmer, sondern auch auditiv anspruchsvolle Musikstücke, zum Beispiel aus dem Bereich der Klassik. Das Entdecken von Musik und das gemeinsame Musizieren fördern bei Kindern die Bildung ihrer Stimme und ihres Gehörs, die Kinder lernen Feingefühl, Gemeinschaft, Empathie, Freundschaften und werden auch sozial intelligenter. Wie gesagt: Lernen wie im Kanon!

So schlau macht Musik!

Dass Töne und Klänge Balsam für unsere Seele sind, wird wohl niemand bezweifeln. Dass sie das Lernen befördern und sogar unser Denken verbessern, ist eine wichtige Erkenntnis. Aber was genau stellen Töne mit dem Gehirn an? Professor Dr. Eckart Altenmüller von der Musikhochschule in Hannover hat Antworten – und erzählt uns, warum schon kleine Kinder so oft wie möglich mit Musik in Berührung kommen sollten.

Interview: Max Jagusch

Musizieren fordert das Gehirn in selten komplexer Weise heraus, weil es Hören und Sehen, Fühlen und Tasten, Bewegung und Koordination, Imagination und Kreativität in besonders intensiver Weise miteinander verbindet. Eine musikalische Früherziehung steigert die geistige Beweglichkeit, die Fähigkeit, sich rasch von einem Gedanken auf den nächsten einzustellen. Und: Sie wirkt sich positiv auf das Sprachvermögen und das Selbstbild von Kindern aus! Warum das so ist? Instrumentenklänge und die menschliche Sprache sind sich sehr ähnlich. So reagiert unser Gehirn auf Sprache und auf Tonfolgen mit fast identischen Aktivitätsmustern. Das menschliche Gehirn, so vermuten Wissenschaftler, scheint keinen großen Unterschied zwischen musikalischer und sprachlicher Information zu machen. Doch wie genau macht Musik uns schlau, und unter welchen Voraussetzungen kann sie uns sogar beim Lernen und Konzentrieren unterstützen? Darüber haben wir mit Professor Dr. Eckart Altenmüller von der Hochschule für Musik, Theater und Medien in Hannover gesprochen, er ist seit 1994 Direktor des Instituts für Musikphysiologie und Musikermedizin und forscht zu den Auswirkungen von Musik auf unsere Intelligenz – auch schon bei den Jüngsten.

Wie wirkt sich Musik auf die frühkindliche Entwicklung aus – sowohl das Zuhören, aber auch das eigene Singen und Betätigen von Instrumenten oder Spielzeug mit Musik?

Musikhören fördert die akustische Mustererkennung und damit die Sprachentwicklung. Die Kinder hören genauer zu und können etwa den Stimmklang von Menschen besser unterscheiden. Damit einher geht eine verbesserte Vernetzung von Nervenzellen in den Hörzentren des Gehirns. Musikmachen ist dem Menschen ja angeboren – schon Säuglinge erproben ihre Stimmklänge und lallen, juchzen, lachen, weinen. Dann fangen sie mit zwei bis drei Jahren meist spontan an zu singen. Das fördert die Vernetzung zwischen Hören und Bewegen im Gehirn. Die kleinen Kinder nehmen das lustvolle Singen als Übungsplatz für den Spracherwerb.

Haben Kinder, die früh mit Musik in Berührung kommen, anderen Kindern gegenüber Vorteile?

Ja, sie haben eine genauere Hörwahrnehmung und können auch zum Beispiel die Emotionen im Sprachklang anderer Kinder und der Erwachsenen schneller und präziser erfassen.

Was löst Musik eigentlich genau im Kopf aus?

Seit über zwanzig Jahren werden vor allem klassische Methoden der Hirnforschung eingesetzt, um zu untersuchen, wie das Musizieren die Hirnvernetzung verändert. Dabei konnte man zeigen, dass schon die erste Klavierstunde mit zwanzig Minuten am Instrument zu einer dichteren Vernetzung und vergrößertem Informationsaustausch zwischen den Zentren im Gehirn, die für das Hören zuständig sind, und den Zentren, die für das Bewegen zuständig sind, führen.

Was genau hat das für Auswirkungen auf uns?

Es führt zu schnelleren Reaktionsgeschwindigkeiten und ermöglicht auch im Alltag bessere Leistungen bei allen Aufgaben, die Hören und Bewegen betreffen, etwa beim Erlernen feinmotorischer Fertigkeiten, die

„Musik hören und nebenbei Matheaufgaben lösen geht relativ gut.“

Geräusche erzeugen, wie das Bedienen einer Tastatur. Vor allem verbessert es die sogenannten exekutiven Funktionen wie die Steuerung der Aufmerksamkeit, die Konzentration auf Details und die Unterdrückung von ungünstigen Impulsen.

In welchem Alter sollten Kinder mit einem Instrument beginnen?

Wenn man sehr früh anfängt mit dem Musizieren, also vor dem siebten Lebensjahr, erreicht man die effizienteste, nachhaltigste und stabilste Hirnvernetzung. Damit kann man später auch musikalisch in den Bereichen Virtuosität, Schnelligkeit und Fingerspitzengefühl die größten Leistungen erbringen. Wer später anfängt, kann natürlich immer noch ein großartiger Musiker werden – aber er wird nicht in die technisch höchste Klasse aufsteigen können.

Welche weiteren Effekte früher Heranführung an Musik sind bekannt?

Wenn wir den reinen IQ messen, sind die sogenannten Transfereffekte von Musizieren auf die Intelligenzleistung – sprachliche, verbale, mathematische, räumliche

Kompetenzen – eher gering. Sie liegen bei etwa drei bis fünf IQ-Punkten. Starke Auswirkungen hat das Musizieren allerdings auf die emotionalen Fähigkeiten: Kinder, die Musik machen, haben eine feinere Wahrnehmung der Emotionen anderer Kinder. Das wird darauf zurückgeführt, dass sie viel genauer heraushören, wie der Klang der Stimme ist. Dadurch werden sie schließlich kooperativer und hilfsbereiter.

Welchen Unterschied gibt es denn zwischen dem Hören und dem Machen von Musik?

Beim Musikmachen muss das Gehirn einerseits die ganzen Sinneseindrücke wie das Hören, Fühlen und Sehen verarbeiten, andererseits gleichzeitig Bewegungen planen und koordinieren. Außerdem sind zum Musizieren auch Emotionen nötig. Das alles sind Fähigkeiten, die das gesamte Gehirn massiv in Anspruch nehmen. Musikhören führt dagegen zu einer Aktivierung vor allem der Hörregionen und kann bewirken, dass wir uns wohlfühlen oder bestimmte kognitive Leistungen besser meistern.

Und wie kann Musikhören das Lernen unterstützen?

Wenn sie richtig eingesetzt wird – also vor allem bei Fertigkeiten, die nicht verbal sind. Musik hören würde ich auf keinen Fall, wenn ich Vokabeln lernen muss, weil sowohl beim Vokabellernen als auch beim Musikhören dieselben Regionen im Gehirn angesprochen werden. Das Lernen wird durch die Musik gestört. Wenn Sie allerdings Musik hören und nebenbei Mathematik- oder Physikaufgaben lösen, dann geht das relativ gut. Kinder und Jugendliche können intuitiv bei Musikstücken, die sie kennen und die nicht zu sehr ablenken, eine bessere Lernleistung erbringen.

Was ist mit der „absoluten Ruhe“?

Wenn ich eine geistig sehr anspruchsvolle Aufgabe habe und schwierige Denkprozesse durchführen muss, ist in der Regel die absolute Ruhe förderlich. Das ist allerdings altersabhängig: Junge Menschen sind in der Lage, sehr viel leichter Musik auszublenken. Das fällt älteren Menschen zunehmend schwer. In Restaurants mit lauter Hintergrundmusik gehen eher junge Leute, weil sie sich weniger gestört fühlen. Ältere Menschen suchen sich Restaurants aus, die keine oder sehr leise Hintergrundmusik spielen.



Das Interview erschien zuerst in der „Ostsee-Zeitung“. Es wurde für das kiziPendium redaktionell bearbeitet.

Eine runde Sache.

Alle mal herkommen: Jeden Morgen nach dem Frühstück finden sich die Kinder zu einem Morgenkreis zusammen, singen Lieder, lauschen Geschichten, erzählen von ihrem Erlebten und starten so gemeinsam in den Tag. Warum es dabei nicht nur um Routine und schon gar nicht ums Stillsitzen geht, erklären wir hier.

Text: Vivian Alterauge Foto: Sonja Tobias



Der Bauch ist frühstücksvoll, die Hände gewaschen, die Laune fabelhaft. So strömen die Kinder, wenn das Wort Morgenkreis erklingt, wie von einem Magneten angezogen zum Teppich. Sie wuseln durcheinander, es ist, als führten sie ein Tänzchen auf – bis jeder seinen Platz gefunden hat. Alle nehmen sich an den Händen, und dann geht es los. Herzlich willkommen im Morgenkreis.

Der Kreis ist ein uraltes Modell für Kommunikation. Schon in der Antike, das belegen Höhlenmalereien, saßen die Menschen zusammen, um sich auszutauschen. Selbst in großen und kleinen Unternehmen liegt es im Trend, wichtige Themen im Kreis zu besprechen oder Workshops im Stuhlkreis zu beginnen. Bei Erwachsenen ruft das Im-Kreis-Sitzen dennoch die wildesten Assoziationen hervor: Man denkt unwillkürlich an therapeutische Zusammenkünfte mit einem Vorredner. Aber auch Abende am knisternden Lagerfeuer, Gitarrenmusik, ein Lied singen. Die Nacht war schwarz und ruhig, nur das Feuer flackerte. Und plötzlich ist er wieder ganz nah, der Kreis.

Kreise ziehen sich durch unser ganzes Leben. Und so finden wir es wichtig, schon die Kleinsten in den Morgenkreis einzuladen. Einzuladen deshalb, weil niemand zu diesem Morgenritual gezwungen wird. Jeder ist willkommen. Klar, wer mal keine Lust hat, der darf etwas anderes spielen. Meistens versammeln sich am Ende aber alle um den runden Teppich in jeder Gruppe und freuen sich riesig auf das morgendliche Ritual. Dann gibt es erst einmal ein großes Hallo. Jedes Kind wird begrüßt – entweder von den Pädagogen, oder aber wir singen ein Lied, bei dem die Kinder ihren Namen nennen können, „Ich bin da“ zum Beispiel.

*Ich bin da, ich bin da, ich bin da!
Das ist wahr, das ist wahr, das ist wahr.
Nicht da oben, nicht da unten, nicht da vorne,
nicht da hinten, nicht daneben, sondern da!
Das ist wahr und wunderbar!*

Kaum fünf Minuten sind vergangen, und die Kinder haben schon viel mitgenommen. Sie fragen sich, was? Nun, die Kinder lernen die Namen der anderen, lernen das Zählen, indem sie sich gegenseitig zählen, bekommen ein Bewusstsein für die Gruppe und wer dazu gehört. Und sie hören ein Lied. Worte gepaart mit Melodie, eine wunderbare und wichtige Art, das Sprechen zu lernen und zu trainieren. Wie es danach weitergeht, entscheiden die Kinder mit. Sie lernen,

über ihre Bedürfnisse zu sprechen und dass diese Einfluss auf die Gruppenprozesse haben. Das nennt man Partizipation.

Leonard will ein Lied über den Herbst singen, Emma lieber über die Baustelle reden, an der sie jeden Tag auf dem Weg zur Kita vorbeikommt. Wollen wir also lieber Tannenzapfen und Moos in die Mitte legen und „Der Herbst ist da“ singen? Oder über die Baustelle reden? Der Morgenkreis bietet sowohl Erziehern als auch den Kindern eine Fülle an Gestaltungsmöglichkeiten und hilft, sich auf Themen zu besinnen. Die Kinder wissen: Es gibt jeden Tag Platz für Dinge, die sie beschäftigen. Aber sie lernen auch: Die Mehrheit entscheidet. Die meisten möchten das Herbstlied singen, die Baustelle wird verschoben. Auch wenn dies zunächst frustrierend sein mag für Emma: Sie lernt, dass die Meinungen anderer ebenso zählen. Und dass sie Frust auch mal aushalten muss. Eine Gruppe in der Kita singt zum Beispiel englische Lieder und zählt alle Kinder auf Englisch durch. Oder Spanisch, Polnisch, Italienisch – je nachdem, welche Sprache die Kinder noch sprechen können. Danach wird über das Wetter geredet. Wenn es Konflikte in der Gruppe gibt, dann werden sie dort behandelt. „Morgenkreis ist die Zeit, in der die Kinder fokussiert sind“, sagt eine Erzieherin aus dem Elementarbereich.

Bei den ganz Kleinen ist die Interaktion zunächst einmal passiv. Der Erzieher singt ein Lied, und vielleicht können die Großen auch schon das ein oder andere Wort mitsingen, die Kleinsten hören zunächst gebannt zu und steigen dann mit ihrer ganz eigenen Sprache ein. Oder sie sind nonverbal voll dabei und schaukeln hin und her. Natürlich ist die Freude riesig, wenn die Kinder merken, dass sie mitklatschen können. Pauline fängt erst bei der fünften Wiederholung an, die Arme nach oben zu werfen, wenn alle anderen das tun. Nächstes Mal braucht sie nur drei Wiederholungen. So gehen die Kinder mit jedem Morgenkreis einen Schritt weiter in ihrer Entwicklung.

Als der Erzieher ein paar Tiere herausholt, die die Kinder benennen können und zu denen sie etwas erzählen, rücken die Kinder vom Rand des Teppichs dichter zusammen. Da ist etwas Interessantes, da müssen wir hin. Und so kann es passieren, dass selbst die quirligsten Kinder eine Viertelstunde lang still sitzen – weil alles so aufregend ist. Irgendwann hat aber auch der schönste Morgenkreis ein Ende. „Mi-ma-mei, der Morgenkreis ist vorbei“, beschließt der Erzieher. Bis zum nächsten Kreis.



Hier spielt jeder die erste Geige!

Trööööt. Quiiietsch. Wenn Kinder und Instrumente zum ersten Mal aufeinandertreffen, brauchen Eltern und Erziehende oft Geduld und ein dickes (Trommel-)Fell. Es gibt Eltern, die ihren Kids die Instrumente am liebsten vorenthalten würden, während sich andere sicher sind: Mein Kind ist der nächste Mozart! Doch für alle Kinder gilt: Musikinstrumente und Spielzeuginstrumente vermitteln ihnen ein Gefühl für Klänge, Rhythmik und, ja, auch Sprache. Eigentlich wird ihre gesamte Motorik beim Spielen eines Instruments angesprochen und gefördert. Welches das sein soll und wie viel darauf geübt wird, das entscheiden das Talent und die Vorlieben des Kindes – und nicht überambitionierte musikalische Früherzieher oder Eltern.

An alle Wunder- eltern

Als Daniel Hope im Alter von vier Jahren Geiger werden wollte, sagte sein Ziehgroßvater, der legendäre Geiger Yehudi Menuhin: „Der Arme.“ Heute ist Daniel Hope längst selbst ein Weltstar. Wir wollen von ihm wissen, wie es ist, ein „Wunderkind“ zu sein und von einem ehemaligen „Wunderkind“ unterrichtet zu werden, und wie er heute mit seinem eigenen Sohn umgeht. Musikalisch gesehen.

Interview: Sabine Cole Foto: Thomas Entzeroth

Kurz vor Weihnachten, das Jahr 2018 neigt sich dem Ende zu. Bis auf Heiligabend steht der Familienvater und Violinist Daniel Hope jeden Abend auf der großen Bühne irgendeines weltberühmten Konzertsaals, heute ist es die Hamburger Elbphilharmonie. Trotzdem nimmt sich Daniel Hope Zeit für ein Interview, denn Kinder liegen dem Weltklasse-Geiger ganz besonders am Herzen. Und zwar alle Kinder. Nicht nur die musikalischen ...





Instrumente entdecken



In den vergangenen zwanzig Jahren ist Daniel Hope mit vielen international führenden Orchestern und Dirigenten aufgetreten. Als Solist in Konzerten und Recitals ist er ebenso gefragt wie als Kammermusiker. 2019 tritt er das neu geschaffene Amt des Künstlerischen Leiters der Dresdner Frauenkirche an, die für ihn nicht nur ein Ort des Gottesdiensts, sondern auch ein Symbol für Frieden, Versöhnung und Toleranz ist.

Sie haben mit vier angefangen, Violine zu spielen. Können Sie sich noch daran erinnern, wie dieser Wunsch zustande kam?

Meine Mutter arbeitete als Sekretärin und später als Managerin für Yehudi Menuhin. Als ich klein war, nahm sie mich oft mit, denn es gab noch keine Kitas. Wann immer ich zu ihm kam, war das Haus erfüllt mit Musik. Menuhin sagte, Geige zu spielen sei so natürlich für ihn wie für einen Vogel das Fliegen. Nie würde ein Vogel morgens aufwachen und auf einmal keine Lust mehr verspüren zu fliegen. Es war also irgendwie naheliegend, dass ich selbst den Wunsch hatte, Violine spielen zu lernen.

Mögen Sie das Wort „Wunderkind“? Und wann ist ein Kind ein Wunderkind?

Ich mag das Wort nicht besonders, vor allem nicht, wie es benutzt wird. Jedes Kind ist für mich ein Wunder, denn jedes Kind ist auf seine Art einzigartig. Aber wenn Sie das musikalische Wunderkind meinen – das gibt es natürlich. Es gibt Genie-Wunderkinder wie zum Beispiel Mozart. Und es gibt „gemachte“, die von ehrgeizigen Eltern dahin getrieben werden. Wenn man natürliche, also fantastisch begabte Wunderkinder trifft, kann man sich darüber nur freuen, aber das liegt nicht in der eigenen Hand. Ich bin in Kontakt mit einer sehr jungen und sehr begabten Geigerin. Wichtig finde ich es, dass sie sich nicht nur auf die Musik konzentriert, sondern auch den Kopf mit Bildern anfüllt, dass sie liest und hinausgeht in die Natur. Und auch Sport zu treiben, am besten im Team, ist wichtig.

Ihr Lehrer, der legendäre Geiger Yehudi Menuhin, empfand es durchaus als Bürde, ein Wunderkind gewesen zu sein. Wie ging es Ihnen damit?

Ich war kein wirkliches Wunderkind. Ich durfte sehr früh auf sehr hohem Niveau Musik machen, und meine Eltern haben dies auch gefördert. Aber ich war immer sehr vielfältig interessiert. Auch heute: Ich schreibe Bücher, ich habe eine eigene Radiosendung, und es ist nicht alles auf die Musik fixiert.

Wie haben Sie Menuhin als Kind erlebt? War er ein strenger Lehrer?

Er war ein fantastischer Lehrer. Er war sehr gründlich, aber seine Kritik war immer konstruktiv. Gerade als ich klein war, hat er nie versucht, einen Willen durchzusetzen, sondern er hat mir Alternativen aufgezeigt. Als Knirps konnte ich „Yehudi“ nicht aussprechen. Ich habe

es nur mit Mühe geschafft, „Hudini“ zu sagen. Daraus wurde sein Spitzname – sein ganzes Leben lang habe ich ihn fast immer „Hudini“ genannt. Das fand er so köstlich, dass er mehrere Briefe mit „Hudini“ unterschrieben hat. Ab und zu unterzeichnete er auch als „der alte Fiedler“. Und er hat sich oft als mein „musikalischer Großvater“ bezeichnet. Das sind natürlich sehr schöne und inspirierende Erinnerungen.

Was macht einen guten Musikpädagogen aus?

Dass er selbst die Musik liebt und versteht und ein Talent hat, dies zu vermitteln.

Waren Sie ein begeisterter Schüler?

Am Anfang war ich sehr enthusiastisch. Es vergehen allerdings Monate, bis man die ersten sauberen Töne auf einer Geige spielen kann, es muss also meistens grauenhaft geklungen haben. Auch bei mir. Meine erste Lehrerin wollte mich eigentlich gar nicht unterrichten, weil ich noch zu jung war. Aber als ich bei ihr die tollen kleinen Geigen an der Wand sah, bekam ich so einen schlimmen Wutanfall, dass sie mich nur beruhigen konnte, indem sie mir ein Instrument in die Hand gab. Und dann hab ich einfach drauflos gespielt.

Wie erkennen Eltern ein herausragendes musikalisches Talent?

Man merkt einfach, wenn ein Kind spielend Leistungen bringt, die anderen schwerfallen. Ob es herausragend ist, kann man natürlich hören, wenn man selbst Musiker ist. Ansonsten gibt es fast immer jemanden im Bekanntenkreis, den man um Rat bitten kann, dem ein Weg einfällt, ein solches Kind zu fördern. Ein sehr begabtes Kind, das Musik machen will, wird immer seinen Weg finden. Man spürt ja auch als Elternteil, ob das Kind es ernst meint mit der Musik oder alle zwei Wochen das Interesse wechselt.

Muss Musik immer Spaß machen? Wo hört Fördern auf und fängt Fordern an?

Musik sollte Spaß machen, vor allem, wenn die Kinder klein sind. Am besten, man lernt die Ehrfurcht spielerisch. Ich hatte das große Glück, als Kind zu einer bekannten Geigenlehrerin zu kommen, die uns Kinder, während wir Geige spielten, im Kreis gehen ließ. Dies hat die Koordination gefördert, die Haltung, einfach alles. Und es war nicht so verkrampt, wie immer an seinem Platz zu stehen, man hat die Natürlichkeit im Spiel gelernt.

Kann man Musikalität fördern?

Sicher. Wenn man schon in der Schwangerschaft Musik hört, wirkt sich das auf den Embryo generell vorteilhaft aus. Wir wissen heute, dass Musik Gehirnanreale im positiven Sinne verändert – somit kann man durch Musik diese Areale auch stimulieren. Ob ein Kind sich aber für ein Instrument entscheidet oder lieber Fußballer oder Maler oder Pilot werden will, das ist individuell. Und da gibt es auch kein „gut“ oder „besser“.

Ist Ihr Sohn musikalisch, und wie fördern Sie ihn?

Meine Frau und ich haben 2018 einen zweiten Sohn bekommen. Der ist natürlich zu klein. Aber mein älterer Sohn liebt Musik. Er sitzt schon ganz still in den Konzerten, liebt aber ebenfalls Theater und andere Stile, wie den des Gitarristen Eric Clapton. Wie ich zuvor schon sagte: Er wird allein seinen Weg finden. Er macht Musik, aber auch Kampfsport für Kinder, und er liebt es zu malen. Welches Talent, welches „Wunder“ sich durchsetzt, das entscheiden nicht wir, das ist bereits in den Kindern angelegt.



Daniel Hope wurde 1973 im südafrikanischen Durban geboren. Als er sechs Monate alt war, übersiedelte die Familie nach Europa. Mit vier lernte Daniel Hope das Violinspiel, mit zehn ging er ans Londoner Royal College of Music. Yehudi Menuhin, dem er mit zwei Jahren „in den Schoß fiel“, widmete er 2016 das Album „Daniel Hope – My Tribute to Yehudi Menuhin“.



Wie singt die Welt?

Wir sind musikulturell!

Auch wenn Sie nicht im Chor singen, ist Ihnen sicher schon mal aufgefallen, dass Musik verbindet. Und auch wenn wir (noch) nicht alle gleich gut deutsch sprechen: Beim Singen, Klatschen und Stampfen verstehen wir uns mit Noten, Händen und Füßen. Bei uns erklingt „Aram sam sam“ genauso wie „Twinkle, Twinkle, Little Star“, „Frère Jacques“ und „Hört ihr, wie die Regenwürmer husten?“. Wir möchten auch singend Vielfalt zulassen und unverkrampft mit ihr umgehen. Im Kinderzimmer sind wir neugierig auf Geburtstags- oder Festlieder aus anderen Kulturkreisen. Denn Musik fördert nicht nur kulturellen Austausch, sondern hilft dem Einzelnen, (s)eine Stimme in der Welt zu finden. Musik stärkt das Selbstwertgefühl und festigt das Ich. Und jetzt alle ...!

Lalala, Safari!

Musik ist wie ein Reiseticket: Ein paar Trommeln und Trompeten reichen uns manchmal schon aus, um von jetzt auf gleich in eine andere Welt gebeamt zu werden – oder besser gesagt: in ein anderes Land. Auch im Kinderzimmer gehen wir regelmäßig auf die ganz große Reise, um singend die Welt und die Menschen und Tiere, die woanders leben, kennenzulernen.

Text: Vivian Alterauge

In Afrika wohnen Löwen, und in England gibt es eine Königin, die nachmittags immer nach Keksen verlangt? In Schottland lebt ein Monster im See, und in Italien essen sie immer Lasagne und Pizza? Stimmt, Kinderlieder produzieren einfache Klischees. Aber ein Klischee besteht schließlich nur so lange, weil es auch ein bisschen (und manchmal sogar ein bisschen mehr) Wahrheit enthält. Mit Musik können wir die Welt entdecken, können gedanklich an Orte zurückreisen, an denen wir schon waren. Musik erzählt Geschichten für uns, die Gefühle erzeugen – und darum geht es ja auch in Kinderliedern. Eine Geschichte und ein Gefühl, über die man sprechen kann. Vielleicht stellen Kinder dann fest, dass sie gar keine Königin gesehen haben, als sie in England waren – und dass Löwen doch bloß einen klitzekleinen Teil Afrikas bewohnen? Trotzdem haben die paar Strophen des Liedes etwas in den Kindern geweckt.

Ein Interesse für das Unbekannte, vielleicht auch eine Sehnsucht. Und genau deshalb begeben wir uns im Kinderzimmer gern mal auf Kopfkino-Weltreise mit der CD „Die 30 besten Kinderlieder auf Weltreise“: Wir machen halt auf allen Kontinenten, entdecken Mexiko, Italien, England und auch Australien. Spüren die warme

Sonne, hören die landestypischen Klänge, lauschen den fremden Geschichten und tanzen eben auch mal mit den Samurai oder segeln mit den bollerigen Wikingern. Jedes Hören und jedes Mitmachen lässt die Ferne ein bisschen näher an uns heranrücken, erweckt Empathie für das Unbekannte. Und darum geht es schließlich: Selbst wenn ein Land weit weg ist, selbst wenn Menschen weit, weit weg wohnen und wir vielleicht niemals die Chance bekommen, sie kennenzulernen, gehören sie zu unserer Weltgemeinschaft.

Die Welt, heißt es nicht ohne Grund, ist ein Dorf. Und wenn die Welt mal wieder zu Gast in Hamburg ist, zu Besuch oder auf Dauer, ganz egal, dann heißen wir sie willkommen. Im Kinderzimmer sind alle Nationen willkommen, und Vielfalt ist eine Bereicherung, weil sie den eigenen Horizont erweitert und hilft, andere Menschen nicht abzustempeln, bloß weil wir ihre Sprache nicht verstehen oder sie andere Lieder singen als wir. Und von Achtung, Toleranz und Respekt fremden Kulturen gegenüber haben wir alle was: eine friedliche Gesellschaft, in der jeder sein darf, wie er sein möchte! (Lesen Sie mehr dazu im Buch Fitmon/Körper, Bewegung und Gesundheit ab Seite 88.)



Brasilien

Karneval am Zuckerhut

Endlich ist wieder Karneval / (hurra!) Luftballons einfach überall / Feiert mit uns am Zuckerhut / Wir tanzen und trommeln und kriegen nicht genug / Wir singen und pfeifen und kriegen nicht genug / Oh, endlich Karneval / hurra, hurra, hurra!



Skandinavien

So wie die Wikinger

Wer fährt mit uns aufs Meer? / Wer ist so mutig? / Ich fahre mit aufs Meer / ich hab Mut / Wer zieht die Segel hoch? / Wer ist der Stärkste? / Ich zieh die Segel hoch / ich bin stark / Kalt bläst der Wind / Kein Land in Sicht, hey-ho, hey-ho.



Afrika

Wer will mit auf Safari gehn?

Pferde und Vögel sind so wunderschön / Hunde und Katzen hast Du oft gesehn / Tiere, ja, Tiere, die magst Du doch sehr / Und hier in Afrika gibt's noch viel mehr / Nashörner, Zebras, Giraffen und Affen / Flusspferde können wir sehen / Wer will mit auf Safari gehen? Wilde Tiere sehen.



USA

Ich bin ein kleiner Cowboy

Aus Decken und aus Kissen / bau ich ein Lager auf / Ich schlafe auf dem Boden / wie echte Cowboys auch / Ich schalt das Licht vom Schreibtisch aus – plötzlich ist es Nacht / doch Cowboys sind nie müde, sie halten immer Wacht.



Schottland

Ich heiße Nessi

Ich heiße Nessi, und ich wohne / unter Wasser ganz tief in einem See / Noch nie hat man mich hier gesehen / Wenn Menschen kommen, tauch ich weg / Na na na na na na na na na na.



Japan

Hu-ha, macht der kleine Samurai

Hu-ha, macht der kleine Samuuri / er bewegt sich gut, sieh mal, was er alles tut / Hu-ha, macht der kleine Samurai / es ist gar nicht schwer / Mach's genau wie er / der hebt den rechten Arm, der hebt den linken Arm, geht in die Hocke und springt hoch!



Alle mal herhören.

Tatütata! Wuff! Doing! Klirr! Kinder haben nicht nur einen großen Spaß an Geräuschen, die ihren Alltag durchziehen. Es gibt auch Geräusche, die uns alarmieren, die uns erschrecken und die uns Angst machen. Sie funktionieren als Signale, und im Kinderzimmer lernen unsere Kinder früh, was besonders wichtige Geräusche sind – denn es reicht natürlich nicht, die Sirene oder das heranfahrende Auto zu hören, es ist auch wichtig zu verstehen, dass man jetzt mal kurz aufpassen muss. Aber ebenso wie Musik und Töne können Geräusche irrsinnig viel Spaß machen – und wir wollen Ihr Kind herzlich einladen, die Welt der akustischen Signale und Klänge kennenzulernen. Was unser Lieblingsgeräusch im Kinderzimmer ist, können wir Ihnen auch schon mal verraten: das Lachen der Kinder, wenn sie morgens bei uns ankommen.

Donner: Nüsse in einen Luftballon stecken, aufblasen und schütteln.



Die kleine Hexe hat viel geknarrt.

Kinder lieben es, genau hinzuhören: Hat da ein Ästchen geknackt, eine Taube gegurrt, ein Wasserhahn getropft? Und wenn man damit auch noch eine Geschichte vertonen kann, dann sind die Kleinen im Bann von Hörspiel oder Film mit Knistern oder Knarren, mit Stürmen oder der kleinen Hexe. Der Geräuschemacher Martin Langenbach erklärt, wie das beim Profi klingt. Und wie Sie das zu Hause beim Vorlesen nachmachen können.

Protokoll: Vivian Alterauge Fotos: I Like Birds

Tauchen: mit einem Trinkhalm in ein mit Wasser gefülltes Glas pusten.



Der Alltag ist voller Geräusche – jedoch merken wir erst, wie viele es sind, wenn sie plötzlich fehlen. Bei Kino- und Fernsehfilmen wird während des Drehs zunächst nur die Sprache aufgenommen, denn Störgeräusche wie zum Beispiel eine Autobahn kann man nicht einfach wieder wegschneiden, wenn sie einmal da sind. Bestünde der Film aber nur aus Dialogen, nicht aus Schritten, Klappern von Teekannen oder Pferdehufen, würden wir vermutlich nicht benennen können, was fehlt, aber es komisch finden, denn die Alltagstöne sind jene, die uns in einen Film reinziehen. Deshalb werden sie nachträglich – und manchmal auch deutlicher als im Alltag – wieder eingebaut in den Film. Wenn wir den Orkan pfeifen hören, fangen wir an zu frieren.

Als Geräuschemacher bin ich für Alltagsgeräusche und Töne allgemein stärker sensibilisiert. Ich freue mich über Blätterrauschen, störe mich nicht an lauten Tönen, sondern nehme sie wahr und akzeptiere sie. So sehe und höre ich die

Umwelt vielseitig. Es geht mir vielleicht ein bisschen so wie dem sechzehn Monate alten Sohn eines Freundes, der Flugzeuge am Himmel hört und sich darüber freut. Er entdeckt für sich ganz neue Dinge, und ich entdecke Bekanntes immer wieder neu.

Bei meiner Arbeit kümmere ich mich um die Geräusche, die unmittelbar mit der Handlung eines Schauspielers zu tun haben. Hauptsächlich sind das Schritte und Bewegungen. Mein ehemaliger Chef sagte früher immer: Gute Geräuschemacher erkennt man an den Schritten. Ich sehe mir also den Film an, und dann überlege ich: Wie muss das klingen? Hat er oder sie harte oder weiche Absätze? Schlurft sie? Stolpert das Kind? Ist die Person traurig? Wie laut raschelt die Jacke, wenn er durch den Sturm läuft? Das könnte man gar nicht mit dem Computer machen, weil Computer keine Gefühle erkennen. Und so ziehe ich die passenden Schuhe an und mache die Schritte im Stehen mit der Hacke und rolle wieder ab. Je kleiner das Kind, desto mehr arbeite ich nur mit dem vorderen Fuß und laufe keine rhythmischen Schritte, sondern tapse eher unregelmäßig.

Schnee ist schwer zu imitieren. Mit Maisstärke, Federkissen und Kiesel.

Töne wie Donner, Wind oder auch Tiergeräusche kommen meistens aus einem Tonarchiv, darum kümmern sich Sounddesigner und Atmo-Editoren. Die Geräusche, die ich nachmache, lassen sich in den meisten Fällen am besten darstellen mit den tatsächlichen Gegenständen. Ich habe um die vierzig Paar Schuhe, auch Pferdeschuhe oder Kokosnuss-Schalen für das Klackern von Pferdehufen. Nur bei Schnee muss der Geräuschemacher betrügen. Schnee ist schwer fürs Studio zu besorgen. Wenn Menschen durch Tiefschnee laufen, fülle ich Maisstärke in ein Säckchen und drücke, knete und quetsche es. Mit einem Daunenkissen hört sich alles fluffiger an. Wenn der Schnee an der Oberfläche gefroren ist, nehme ich Kieselsteine.

Ich habe für viele Kinderfilme Geräusche gemacht, bei der „Kleinen Hexe“ hat viel geknarrt, da habe ich selbst gebaute Kisten verwendet, die das Quietschen wiedergeben. Das sind dann die Stellen im Film, wo die Kinder richtig reingezogen werden in die Handlung, lachen, weil sich die Töne so lustig anhören. Für sie funktioniert Lachen oft nicht nur durch Handlung, sondern durch das, was sie so hören. Und wenn die kleine Hexe etwas im hohen Bogen durch die Luft wirft und es mit einem großen Platsch in einer Badewanne landet, muss ich mich anstrengen, dies lustig zu vertonen und nicht nur realitätsgetreu.



Nach dem Gespräch fiel der Autorin auf: Ihre Tochter (anderthalb Jahre) scheint bereits reges Interesse am Geräuschemachen zu haben. Sie liebt es, Schuhe von Mama und Papa oder Gästen anzuziehen und damit den Flur auf und ab zu stolzieren – oder zu schlurfen. Am liebsten natürlich in Absatzschuhen, die machen den größten Lärm. Sorry, liebe Nachbarn!

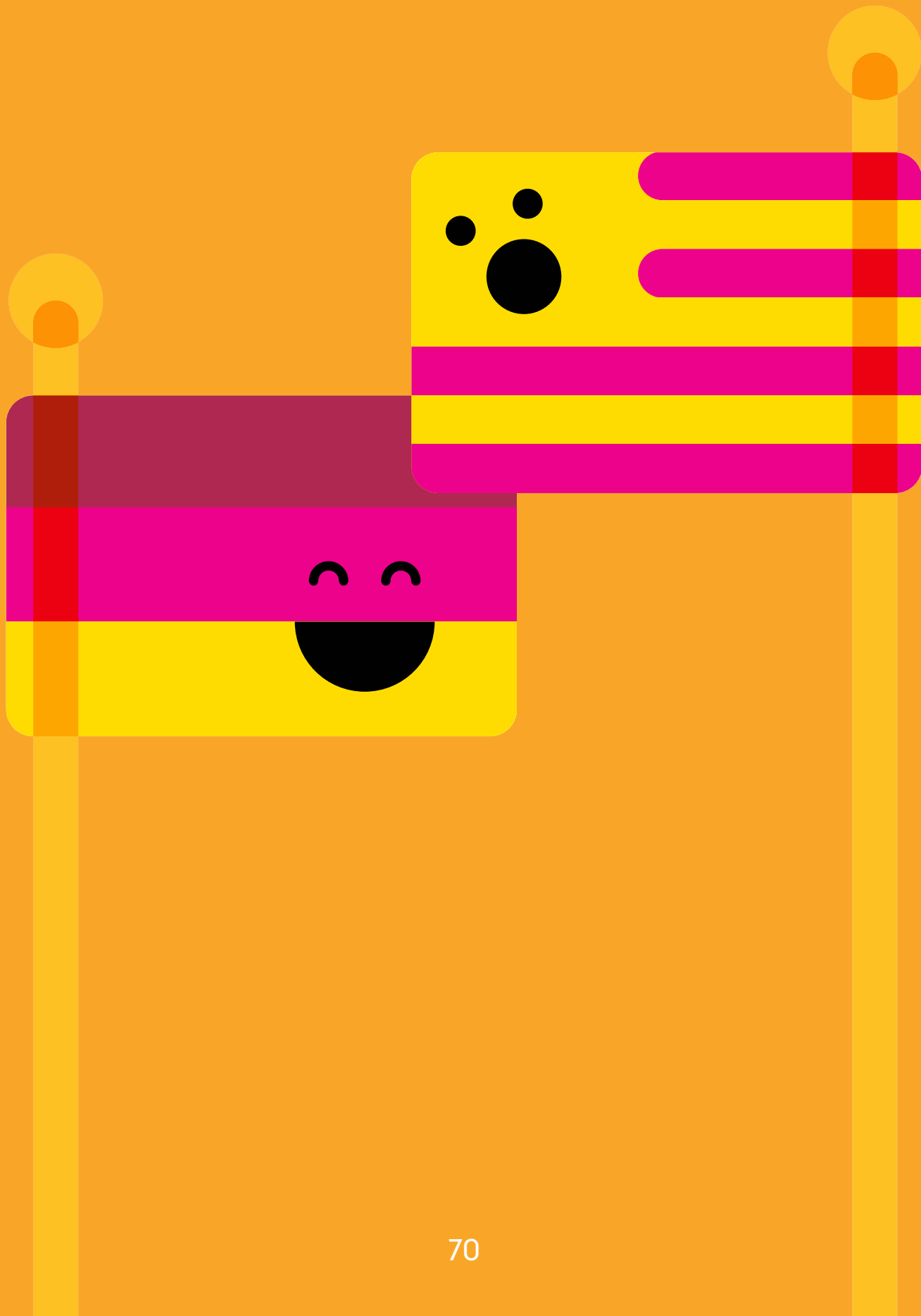
! Kizi-DIY:

Wie man Alltagsgeräusche am besten nachmachen kann.

Kinder lieben Töne und lernen sogar etwas über Physik von ihnen. Wir haben hier mithilfe von Martin Langenbach ein paar Alltagsgeräusche zusammengestellt, die sich wunderbar nachmachen lassen.

Als Ratespiel für die Kinder oder für kleine eigene Hörspiele.

- **Schnee:** Maisstärke in eine Schüssel füllen und kneten.
- **Wind:** Ein dünnes Tuch schnell über eine Tischkante ziehen; oder auf den Rand eines Weinglases pusten.
- **Wasserfall:** Mit der Dusche Wasser in die halb gefüllte Badewanne fließen lassen, in der dabei umgedrehte Plastikschüsseln und zwei bis drei Steine stehen.
- **Plätschernder Bach:** Die Hand in einer mit Wasser gefüllten Schüssel hin- und herbewegen.
- **Sprung ins Wasser:** Ein mit Sand gefülltes Säckchen in eine mit Wasser gefüllte Schüssel werfen.
- **Regen:** Regenschirm falsch herum halten und Reiskörner einzeln hineinprasseln lassen.



Say It in Your Own Words.

Das kommt ihm spanisch vor. Oder englisch, arabisch, chinesisches – oder erst mal kauderwelsch. Bei uns im Kinderzimmer begegnet Ihr Kind immer wieder fremden Sprachen – denn es gibt auch bilinguale Gruppen, in denen einige Kinder von einer Muttersprachlerin oder einem Muttersprachler in der jeweiligen Sprache betreut werden. Darin sehen wir gemäß dem sogenannten Immersionsprinzip eine Bereicherung, weil die Kinder so schon sehr früh offen für den Austausch mit anderen Kulturkreisen werden und vor allem: sich an andere Sprachklänge gewöhnen. Je früher eine zweite Sprache erlernt wird, desto leichter wird sie verinnerlicht – ab vier Jahren sind die Hirnstrukturen fester, und das Sprachenlernen wird schwerer. So richtig lernt man übrigens über die Sprachmelodie – erst im zweiten Schritt über Vokabeln.

So spricht Mama, but Papa talks like this.

Zwei Sprachen in einem Kopf? Ist das nicht die totale Überforderung?
Man kann dann zwar zwei Sprachen, aber keine „richtig“? Viele Eltern zweifeln.
Für ein Kind ist eine zusätzliche (Mutter-)Sprache meistens kein Stressfaktor,
sondern eine Bereicherung – solange sie früh und authentisch vermittelt wird.

Text: Aljoscha Rieger Foto: Sonja Tobias



Hör' m'! , wer da spricht ... und dann noch in zwei Sprachen ...!

Es ist eine Silbe, die unauffälliger nicht sein könnte: da. Oder, genauer: da-da. Aber für Kinder ist sie schon ganz früh wichtiger Teil der Identität. Und das liegt an ihrer Aussprache. Während deutsche Kinder eine Betonung der ersten Silbe als zu sich gehörig identifizieren (da-da), muss es bei französischen Kindern die zweite sein (da-da). Die muttersprachliche Verbindung mit diesen Lauten erfolgt bereits im Mutterleib. Sie müssen jetzt aber keine Angst haben, dass Ihr heranwachsendes Baby alles mitschneidet, was Sie mit großem Bauch von sich geben. Die Lautverarbeitung der Sprache ist ähnlich wie die der Musik: Tonhöhen und Rhythmen werden aufgenommen und erinnert, jedoch wirkliche Melodien oder die Bedeutung des Gesagten – sprachwissenschaftlich: die Semantik – kann das Ungeborene noch nicht erfassen.

Ist das Kind dann auf der Welt, sind es genau diese Rhythmen und Töne, die für ein Gefühl der Geborgenheit sorgen. Mamas Stimme beruhigt und vermittelt Sicherheit. Doch was ist, wenn es unterschiedliche Laute sind, mit denen das Kind aufwächst? Muss das nicht verwirrend sein? Die Wissenschaft ging lange davon aus, dass Einsprachigkeit das „Normale“ und „Wünschenswerte“ sei. Durch eine gesellschaftliche Betrachtung der Mehrsprachigkeit wurde diese These widerlegt. Inzwischen weiß die Forschung nämlich ganz klar: Jedes Kind kann spielend leicht mit mehreren Sprachen aufwachsen, wenn sie korrekt vermittelt werden – und das sogar vorm ersten Lebensjahr. Die Sprachfähigkeit ist schließlich grundlegendes Merkmal des Menschseins. Wichtig ist allerdings, dass es eher schädlich für die Sprachentwicklung ist, wenn man selbst nicht Muttersprachler ist und mit dem Kind zum Beispiel Englisch spricht, weil sich vor allem kleinste Fehler im Klang übertragen. Wenn schon Bilingualität, dann nur, wenn das Kind mit einem Muttersprachler aufwächst: Mama, Papa, Opa, Oma, das Au-pair- oder Kindermädchen – oder eine Erzieherin beziehungsweise ein Erzieher.

Der anfänglichen gesellschaftlichen und auch wissenschaftlichen Ablehnung der Zweisprachigkeit liegt ein nachvollziehbarer Denkfehler zugrunde. Wenn das Kind schon früh mehr Hirnkapazität aufwenden muss, um die doppelte Menge an Begriffen und sprachlichen Konzepten zu lernen, muss das doch zwangsweise dazu führen, dass beide Sprachen nur halb gelernt werden. Ja, dass ein Kind sogar insgesamt später anfängt zu sprechen, das ist für viele Eltern die häufigste Angst vor einer bilingualen Erziehung im Kindergarten. Doch das Erlernen der eigenen Sprache verläuft nicht wie das Befüllen mehrerer Gläser aus einem Wasserkrug. Es ist sozusagen genug für alle da.

Wie das? Bei Bilingualität unterscheidet man zwischen simultaner und sukzessiver Zweisprachigkeit. Bei der simultanen lernt ein Kleinkind von Geburt an zwei Sprachen gleichzeitig, im Laufe der Zeit kann das Kind beide automatisch unterscheiden, hat also zwei Muttersprachen. Bei sukzessiver Zweisprachigkeit wird die zweite Sprache erworben, wenn die andere bereits zu großen Teilen verinnerlicht wurde (ab etwa drei Jahren). Man kann auch zwischen der natürlichen Zweisprachigkeit, die zu Hause erlernt wird, und der kulturellen, die in der Kita erlernt wird, unterscheiden.



Französisch:

da-da

Erwirbt das Kind zur ersten Sprache nahezu unbewusst eine zweite – also bereits vor dem eigentlichen Spracherwerb –, kann diese ebenso gut und ohne Verlangsamung des Sprachlernprozesses genutzt werden. Hören Kinder bereits im Krippenalter zwei Sprachen, bevor sie richtig sprechen können – also in kultureller Zweisprachigkeit, die quasi die simultane Zweisprachigkeit imitiert –, fangen sie auch automatisch an, in beiden Sprachen zu reden, sobald sie so weit sind.

Im Kinderzimmer arbeiten wir in bilingualen Gruppen genauso wie in den anderen Gruppen, nur eben auf Englisch und auf Deutsch – es gibt einen englischen Muttersprachler und einen deutschen. Lernen nach dem Immersionsprinzip bedeutet, dass Ihr Kind bereits in der Kita in die Sprache wie in ein Sprachbad eintaucht, weil das Kind sie jeden Tag hört und der Muttersprachler ausschließlich Englisch spricht. Das Lernen ist alltagsintegriert und nimmt Bezug auf die Lebenswelt des Kindes. Das ist wie gesagt bereits im Krippenalter sinnvoll – und auch, wenn die Sprache zu Hause gar nicht gesprochen wird.

Wer von Elitebilingualismus spricht, lässt eine wichtige gesellschaftliche Entwicklung außer Acht: Immer mehr

Kinder haben ihre Wurzeln in anderen Ländern und Kulturen und wachsen deshalb bilingual auf. Ein wichtiger Entwicklungsvorteil bilingualer Kinder ist, dass sie früh abzuschätzen lernen, in welchem Kreis von Menschen sie welche Sprache verwenden können. Die früher angenommene Verlangsamung der Intelligenzentwicklung ist deshalb ein Irrtum, es ist sogar so, dass bilingual aufwachsende Kinder einen viel bewussteren Umgang mit Sprache pflegen und daher einen kleinen Vorsprung haben. Und dieser kleine Vorsprung zählt vielleicht in einer globalisierten Welt. Darüber hinaus fördert Mehrsprachigkeit beim Kind Neugier, Aufmerksamkeit, Offenheit und Selbstbewusstsein.

Eine brennende Frage aller Eltern ist deshalb allerdings: Muss ich mein Kind bilingual erziehen? Die Antwort darauf ist ein klares Nein. Wenn andere Kinder in der Kita schon mit Papa italienisch und mit Mama deutsch sprechen, ist das sicher beeindruckend, aber keine Notwendigkeit. Für Ihr Kind ist beim Abenteuer Aufwachsen wichtig, ganz ohne Druck die Umwelt zu erkennen und auch sprachlich zu begreifen. Aber wenn man sich entscheidet, das Kind bilingual aufwachsen zu lassen oder dem Kind früh eine Fremdsprache von außen zu vermitteln, sollte dies immer durch einen Muttersprachler erfolgen, da es vorrangig erst mal nicht um Vokabeln, sondern Klang, Melodie und authentische Betonung geht.



Multilingualität begleitet unseren Autor seit Kindertagen, schließlich trägt er einen russischen (Aljoscha), einen arabischen (Malik) und einen althochdeutschen Vornamen (Leonhard). Von diesen drei Sprachen beherrscht er zwar nur eine, ist aber überzeugt, dass man nie auslernt.

Kindheit in Stille.

Wenn Kinder nicht hören können, leben sie in ihrer ganz eigenen Welt. Ein Glück, dass Hörstörungen heute immer besser behandelt werden, weil man sie früher denn je erkennt. Über eine große, leise Erfolgsgeschichte der modernen Medizin, die auch kulturelle Auswirkungen hat.

Text: Christian Heinrich

Wie fühlt es sich an, zum ersten Mal im Leben etwas zu hören? Ein Geräusch, eine Stimme, eine Melodie? Natürlich kann sich kein Mensch daran erinnern. Bereits um die 26. Schwangerschaftswoche im Mutterleib ist das Ohr fertig ausgebildet, wenige Tage später reagiert das ungeborene Baby bereits auf Schallreize mit Bewegungen. „Die Verdauungsgeräusche, der Herzschlag, der Blutfluss, das Baby im Bauch hört die Geräusche des Körpers der Mutter ständig. Man muss sich das so vorstellen, als würde man direkt neben mehreren Bahngleisen wohnen, wo ständiger Verkehr herrscht“, sagt Professor Dr. Rainer Schönweiler, der am Universitätsklinikum Schleswig-Holstein in Lübeck die Sektion für Phoniatrie und Pädaudiologie leitet – das medizinische Fachgebiet, das sich mit Erkrankungen und Störungen der Sprache, Stimme, des Schluckens sowie mit kindlichen Hörstörungen auseinandersetzt.

Der sieben Monate alte Marlon war schon immer taub. Nun hat er in einer aufwendigen Operation ein Implantat bekommen, das es ihm endlich möglich machen soll zu hören. Ein Video, das zeigt, wie Marlon nach der Operation zum ersten Mal die Stimmen seiner Eltern hört, steht im Internet und wurde millionenfach abgerufen. Das Leuchten in den Augen, das überraschte Lachen: Der Kleine erlebt offensichtlich intensivste Glücksmomente.

Marlon hatte keinerlei Hörfähigkeit, daher hätte ein Hörgerät, das beispielsweise eine Schwerhörigkeit ausgleichen kann, bei ihm nichts bewirkt. Die Ärzte konnten ihm mit einem sogenannten Cochlea-Implantat helfen, es übernimmt unter anderem die Funktion der beschädigten Teile des Innenohrs. „Man kann heute den allermeisten Kindern mit beeinträchtigter oder nicht vorhandener Hörfähigkeit helfen“, sagt Pädaudiologe Schönweiler. Vor wenigen Jahrzehnten standen den Ärzten noch weit weniger Möglichkeiten zur Verfügung. Bei der Behandlung von angeborenen Hörstörungen hat die Medizin in jüngster Zeit enorme Fortschritte gemacht. Doch die eigentliche Revolution hat eine Stufe früher stattgefunden: bei der Diagnostik.

Dass Marlon nicht hören konnte, war bereits am dritten Tag nach der Geburt klar. Es fiel beim sogenannten Neugeborenen-Hörscreening auf, das seit 2009 in Deutschland im Rahmen der U-Untersuchungen bei jedem Neugeborenen in der ersten Lebenswoche auf dem Terminkalender steht. Dabei handelt es sich um eine einfache Untersuchung, bei der über aufgeklebte Elektroden die Reaktion des Gehirns auf einen Ton gemessen wird. Das Screening dauert nur wenige Minuten und ist in keiner Weise belastend, das Baby muss dazu nicht einmal wach sein. Die Ergebnisse des Screenings

werden anschließend in das gelbe Untersuchungsheft eingetragen. Im Grunde wird das Screening heute bei jedem Neugeborenen durchgeführt – dass es vergessen wird, ist fast ausgeschlossen. Entsprechend erfolgreich ist die Bilanz: „Dass heute bei einem Neugeborenen Hörstörungen nicht bemerkt werden, kommt praktisch nicht mehr vor“, sagt Schönweiler.

Immerhin zwei von tausend Neugeborenen, 0,2 Prozent, kommen mit Hörstörungen zur Welt. Die Ursachen sind vielschichtig: Erblich bedingte Störungen sind oftmals verantwortlich, aber auch die Einnahme bestimmter Medikamente (etwa Gentamicin, ein Antibiotikum) in der Schwangerschaft oder Sauerstoffmangel während der Geburt können die Hörfähigkeit beeinflussen. Mithilfe eines Hörgeräts kann eine Schwerhörigkeit ausgeglichen werden, bei komplexeren Störungen können chirurgische Eingriffe wie das Einsetzen eines Cochlea-Implantats helfen. Bei alldem gilt: Je früher eine möglichst optimale Hörfähigkeit erreicht wird, desto besser. Daher ist das Neugeborenen-Hörscreening auch so wertvoll, werden hier doch die Defizite frühestmöglich erkannt – Voraussetzung für eine normale Entwicklung. Denn wer nicht hört, der lernt nicht sprechen – zumindest nicht mit der eigenen Stimme. Zwar nimmt man Vibrationen von lauten Geräuschen wahr, so können Gehörlose etwa, wenn sie in der Nähe einer größeren Soundanlage stehen, im Rhythmus der Musik tanzen. Aber: „Damit wir im Laufe der ersten Monate und Jahre Silben und Wörter sprechen können, müssen wir sie immer wieder hören“, sagt Professor Schönweiler. Deshalb hat es gleich einen doppelt positiven Effekt, wenn ein Arzt einem Baby die Fähigkeit zu hören verschafft: Er gibt dem Baby auch alles an die Hand, um sprechen zu lernen.

Natürlich gelingt es nicht immer, das Hörvermögen zu hundert Prozent herzustellen. Heutige Hörgeräte sind zwar recht gut, und es gelingt oft selbst bei ausgeprägten Defiziten, ein komplettes Hörvermögen damit zu erreichen. Muss aber beispielsweise ein Cochlea-Implantat zum Einsatz kommen, bleibt das Hörvermögen ein Stück weit eingeschränkt – die Audio-Auflösung ist eben nicht so gut wie die des menschlichen Ohrs. Dementsprechend verzögert sich auch das Sprechenlernen. Doch in der Regel sind Kinder mit solchen Hörhilfsmitteln gut in Kitas ohne spezielle Förderung zu integrieren, Gehörlosenpädagogen schulen regelmäßig auch Erzieher von Kitas. Und, wichtig: Meist hören die Kinder eben doch – nur weniger detailliert als ihre gleichaltri-

gen, nicht beeinträchtigten Spielkameraden. Die Früherkennung von Gehörbehinderungen ist ein Segen, eine Errungenschaft der Medizin. Doch für eine Gruppe von Menschen wird damit auch ein Stück ihrer „Welt“ verändert: Rund 80.000 gehörlose Menschen leben heute in Deutschland. Gemeinsam mit ihren rund 120.000 Angehörigen sprechen sie eine eigene Sprache: die Gebärdensprache. Sie ist der Kern einer Art Parallelwelt, die man auch als Gehörlosenkultur bezeichnen kann. Diese Kultur schrumpft nun, denn es rücken kaum noch junge gehörlose Menschen nach.

Es gibt auch Störungen, die sich in den ersten Lebensjahren entwickeln.

Während Gehörlose in der Regel seit der Geburt taub sind, gibt es auch Hörstörungen, die sich in den ersten Lebensjahren entwickeln können. „Zusätzlich zu den 0,2 Prozent der Kinder, die bereits bei der Geburt Hörstörungen haben, entwickeln in den ersten Lebensjahren noch einmal 0,2 Prozent eine Hörstörung“, sagt Schönweiler.

Hier kommen Sie als Eltern ins Spiel. Denn es stimmt zwar, dass die Medizin in Deutschland inzwischen ein recht sicheres Netz geschaffen hat, um Kindern mit Hörstörungen früh zu helfen. Aber so nah dran wie Sie ist niemand an Ihrem Kind. Deshalb empfiehlt Rainer Schönweiler den Eltern, mit ihrem Kind zum Arzt zu gehen, wenn sie das Gefühl haben, dass das Kind – akustisch! – nicht gut hört. Mit einem unkomplizierten Test kann dann das Hörvermögen geprüft werden. Zwar gibt es neuerdings auch ein weiteres Hörscreening im Rahmen der U8, die normalerweise kurz vor dem vierten Geburtstag durchgeführt wird. Aber weil Hörstörungen auch in anderen Bereichen wie der Sprachentwicklung zu Verzögerungen führen, ist jeder Tag, den ein Kind eher behandelt wird, ein Gewinn. Deshalb sollten Sie nicht bis zum vierten Geburtstag warten, wenn Ihnen etwas am Hörvermögen Ihres Kindes auffällt.

Kindermusik muss nicht schlimm sein.

Eltern wissen es: Das Leben mit Kindern (und anderen Eltern) ist turbulent und wild und anstrengend und vor allem: ganz wunderbar. Aus ihrem Leben mit Kindern meldet sich die Buchautorin und zweifache Mutter Rike Drust in jedem kiziPendium-Band mit Alltagsgeschichten. Diesmal schreibt sie über Kindermusik und Elternmusik.

Text: Rike Drust Foto: Benne Ochs

Manchmal, wenn die Kinder morgens aus dem Haus sind, fällt mir auf, dass ihre Musik noch läuft. Abhängig davon, welche das ist, fällt meine Reaktion aus: Oftmals lasse ich sie einfach an, weil ich sie selber mag. Dann läuft meistens so was wie Bummelkasten oder einer der „Unter meinem Bett“-Sampler. Aber bisweilen sprinte ich auch schneller zum Ausknopf, als das Lied noch ein einziges Mal „Gulli ram sam sam“ rufen kann.

Man könnte denken, ich bin einiges gewöhnt, gehe ich doch seit Jahrzehnten auf Konzerte, deren Sängerinnen und Sänger mitunter so schreien, als würde ihnen gerade ohne Betäubung der Blinddarm entfernt. Aber, Pustekuchen. In schwachen Momenten würde ich mir besagten Blinddarm auf dieselbe Weise herausnehmen lassen, nur damit ich nicht noch einmal mit der Maus auf Weltraumreise gehen muss.

Bei einem Großteil der offiziellen Kindermusik vermute ich, dass die Interpretinnen und Interpreten zu Kindern eine ähnliche Einstellung haben wie Peter Lustig. Sie finden sie wohl eher blöd. Und Eltern, die müssen sie

sogar richtig oberblöd finden. Ich kann mir genau vorstellen, wie sie im Studio sagen: „Lass mal ein Lied ausdenken, bei dem die Eltern sich in Familienhotel-Urlauben so richtig zum Horst machen, sie sollen klatschen, hüpfen, Tatütataaaaa rufen und mit einem unsichtbaren Feuerwehrschauch herumfuchteln.“

Und obwohl meine Kinder der Grund dafür waren, dass ich mich in genau dieser misslichen Lage befand, war ich sehr glücklich, dass sie dabei waren. Denn als ich sah, wie meine kleine Tochter engagiert ihre eingebildete Feuerwehrleiter hochkletterte, musste mein Herz sehr breit grinsen. Meine Kinder glücklich und zufrieden zu sehen, das macht zum Glück vieles Doofe schön: Fischstäbchen essen. Im Schlaf Füße im Gesicht haben. Oder eben auch schlimme Musik hören.

Aber es muss gar nicht alles schlimm sein. Musiker wie Bummelkasten finde ich super. Oder Deine Freunde. Und es gibt ja auch immer noch die Möglichkeit, dass die Kinder einfach unsere Erwachsenenmusik mithören, wobei da häufiger geflucht wird, als ich dachte.


Diese Musik führte vor ein paar Monaten dazu, dass meine vierjährige Tochter „Wattsefack“ singend durch die Wohnung lief. Falls Sie das lustig finden: Fand ich auch, aber als ich das ins Internet schrieb, wurde mir sofort von einer aufgebrachten Person vorgeworfen, ich ließe meine Kinder verwahrlosen. Wenn sie damit meinte, ich ließe meine Kinder häufig einfach mal machen, dann stimmt das sogar. Meine Kinder dürfen viel selbst bestimmen, wann sie zum Friseur wollen, was sie anziehen möchten (solange es klimatisch passt) und auch, ob sie vielleicht ein Instrument lernen wollen oder nicht.

Wie kann das Lernen eines Instruments lustig und nicht lästig sein?

Ich habe früher viele Instrumente gespielt und wollte sogar mal Musik studieren. Gern erinnere ich mich an die Konzerte meiner Big Band, die Chorausflüge und Übungsabende. Schrägerweise kommt in meinen Erinnerungen nicht ein einziger Streit darüber vor, dass ich jetzt gefälligst üben soll, weil ich die Klarinette ja unbedingt haben wollte und die auch ganz schön teuer war. Denn genau das ist es, was mich abschreckt, meine Kinder in der Musikschule anzumelden. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, ob und wie ich meine Kinder dazu bringen könnte, ein Instrument zu spielen und dann auch noch über einen längeren Zeitraum dabeizubleiben. Wie kann das Lernen eines Instruments lustig und nicht lästig sein? Ich will sie ja nicht zu Wunderkindern drillen, die später in Fernsehshows Metallica-Medleys auf der Geige spielen und dann traurig im Interview erzählen, dass sie noch nie zum Eisessen verabredet waren.

Also mache ich erst mal weiter wie bisher: Wir hören viel Musik mit viel Spaß und wenig Schimpfwörtern oder „Gulli ram sam sam“, ich krame regelmäßig verschiedene Instrumente hervor, wir machen Quatschlieder, und ich höre aufmerksam zu für den Fall, dass die Kinder besonderes Interesse an einem Instrument, am Singen oder Ähnlichem äußern. Aber nur solange sie nicht Geige oder Gong sagen.



 Rike Drust ist Kinderbuchautorin („Muttergefühle. Gesamtausgabe“ und „Muttergefühle. Zwei: Neues Kind, neues Glück“). Darüber hinaus ist sie international ausgezeichnete Werbetexterin und schreibt für verschiedene Magazine und Blogs, wobei es ihr um Politik, Feminismus und ein schönes Leben mit Kindern geht.

Literaturtipps/ Impressum

- Johannes Beck-Neckermann: „Handbuch der musikalischen Früherziehung. Theorie und Praxis für die Arbeit in Kindertageseinrichtungen“. Herder 2002, antiquarisch
- Michael Dartsch: „Mensch, Musik und Bildung. Grundlagen einer Didaktik der Musikalischen Früherziehung“. Breitkopf & Härtel 2010, 34,90 Euro; als E-Book: Breitkopf & Härtel 2014, 29,90 Euro
- Wolfgang Flödl: „Musikalische Früherziehung in Vorschule und Kindergarten“. Westermann 2005, 28,95 Euro
- Volker Friebe, Marianne Kunz: „Rhythmus, Klang und Reim. Lebendige Sprachförderung mit Liedern, Reimen und Spielen in Kindergarten, Grundschule und Elternhaus“. Ökoptia 2009, 14,99 Euro
- Ingrid Gnettner: „Mit Händen und mit Füßen will ich den Tag begrüßen. Fingerspiele und Bewegungsverse für Krippenkinder“. Don Bosco 2015, 16,95 Euro
- Ingrid Gnettner: „Musik und Klang von Anfang an. Die schönsten Ideen für Krippe, Kita und Eltern-Kind-Gruppen“. Don Bosco 2013, 16,95 Euro
- Constanze Grüger, Henrik Sinapius: „Fröhliche Kinder – motorisch mit Musik gefördert. 12 lustige Mitmach-Lieder zum Turnen, Tanzen und Spielen“. Limpert 2008, 16,95 Euro
- Elke Gulden, Bettina Scheer: „Der musikalische Morgenkreis. Lieder, Sitztänze, Sing-, Klatsch- und Echospiele“. Don Bosco 2013, 19,95 Euro
- Elke Gulden, Bettina Scheer: „Kinder spielen mit Orff-Instrumenten. 55 Klanggeschichten und weiterführende Spielideen“. Don Bosco 2016, 15,95 Euro
- Elke Gulden, Bettina Scheer: „Klatsch- und Hüpfspiele. Für Sprachgefühl, Rhythmus und Bewegung“. Don Bosco 2015, 16,95 Euro
- Elke Gulden, Bettina Scheer: „KliKlaKlanggeschichten zur Herbst- und Lichterzeit“. Don Bosco 2015, 14,95 Euro
- Sabine Hirler: „Handbuch Rhythmik und Musik. Theorie und Praxis für die Arbeit in der Kita“. Herder 2014, 28 Euro
- Sabine Hirler: „Sprachförderung durch Rhythmik und Musik“. Herder 2015, 19,99 Euro
- Sabine Hirler: „Wahrnehmungsförderung durch Rhythmik und Musik“. Herder 2012, 20 Euro
- Lutz Jäncke: „Macht Musik schlau? Neue Erkenntnisse aus den Neurowissenschaften und der kognitiven Psychologie“. Huber 2008, 36,95 Euro; als E-Book: Huber 2008, 32,99 Euro
- Suse Klein: „Klanggeschichten. Wie man mit Tönen erzählt“. Kaufmann 2017, 9,95 Euro
- Barbara Krepcik: „Rhythmus und Körper. Eine Analyse der Wahrnehmung und Wirkung von musikalischem Rhythmus mit Fokus auf den Stellenwert der Musik- und Bewegungspädagogik (Rhythmik)“. Rediroma 2013, 10,95 Euro
- Dorothee Kreuz-Jacob: „Jedes Kind braucht Musik. Ein Praxis- und Ideenbuch zur ganzheitlichen Förderung in Kindergarten und Familie“. Kösel 2006, 21,99 Euro
- Christian Lehmann: „Der genetische Notenschlüssel. Warum Musik zum Menschsein gehört“. Herbig 2010, 9,99 Euro; als E-Book: Herbig 2011, 7,99 Euro
- Nina Minimayr: „Wie Gehirn und Körper lernen. Die Bedeutung der aktuellen Erkenntnisse der Neurobiologie im Bezug auf das Lernen unter besonderer Berücksichtigung des Potenzials der Musik- und Bewegungspädagogik / Rhythmik“. Rediroma 2013, 15,95 Euro
- Brigitte Schanz-Hering: „Englische Bewegungshits. Die englische Sprache mit Spiel, Rhythmus, Musik und Bewegung erleben und vermitteln“. Ökoptia 2004, antiquarisch
- Karin Schuh: „Tier-Musik im Kindergarten. Elementares Musizieren mit Kindern zum Entdecken von Tieren und Natur“. Schuh 2014, 13,80 Euro
- Stefanie Stadler Elmer: „Kind und Musik. Das Entwicklungspotenzial erkennen und verstehen“. Springer Berlin 2014, 44,99 Euro; als E-Book: Springer 2014, 22,99 Euro

Allgemein

Freie und Hansestadt Hamburg, Behörde für Arbeit, Soziales, Familie und Integration: „Hamburger Bildungsempfehlungen für die Bildung und Erziehung von Kindern in Tageseinrichtungen“. Hamburg 2012, über www.hamburg.de/kita/116828/bildungsempfehlungen

Impressum

Herausgeber

KMK kinderzimmer GmbH & Co. KG
Jürgen-Töpfer-Straße 44, Haus 15, 22763 Hamburg
E-Mail: info@kinderzimmer-kita.de
Telefon: 040 3070919-00

Konzept, Gestaltung und Realisation

loved GmbH, Hamburg

Fotografen

- Thomas Entzeroth
- I Like Birds
- Conny Mirbach
- Benne Ochs
- Sonja Tobias
- Bernd Westphal

www.kita-kinderzimmer.de

